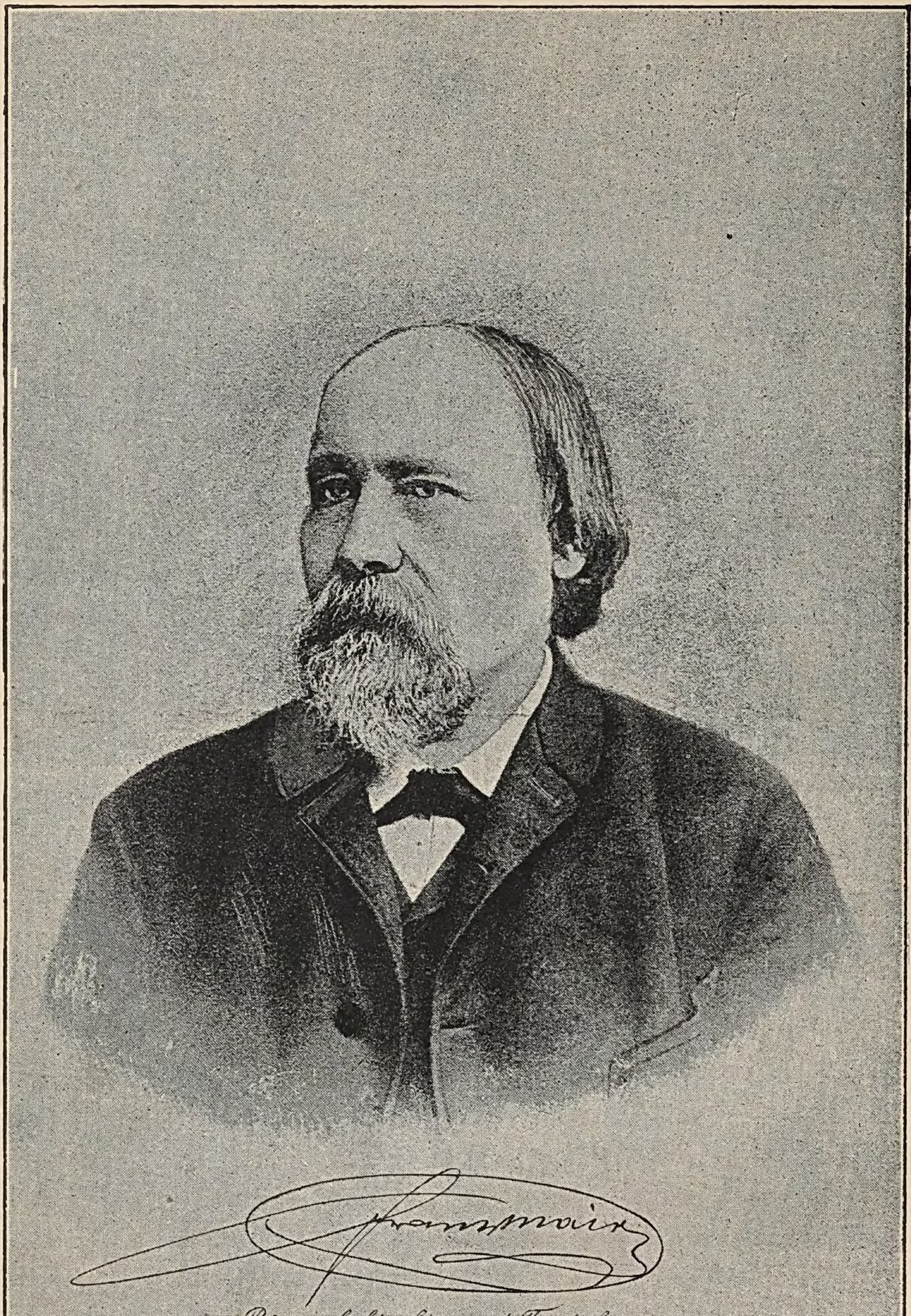


Bürgerschuldirektor und Tondichter.
Gründer und Chormeister des „Schubertbund"
Ehrenmitglied des Niederoesterreichischen Sängerbundes etc.
Geboren am 15. März 1821 zu Weikendorf in Nieder-Oesterreich
gestorben am 30. November 1893 zu Wien.

[illegible] 507 [illegible]

[illegible] of docu[illegible] to the [illegible] assembly of the [illegible] relating to the establishment [illegible] for the Je[illegible]wish people [illegible] introductio[illegible] and [illegible]not., on [illegible] for Palestine, [illegible]

[illegible] Palestine 1947.
[illegible]

Aus meinem Leben.

Erinnerungen eines alten Schulmannes und Tonkünstlers.

Nach

Franz Mair's

Mittheilungen und Aufzeichnungen

herausgegeben vom

Schubertbund.

Wien, 1897.
Selbstverlag des Schubertbund.
Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien.

Vorbemerkung.

Indem die irdische Hülle Franz Mairs von ihrer bisherigen Ruhestätte auf dem Wiener Centralfriedhofe in ein Ehrengrab übertragen wird, glaubt der Schubertbund das Andenken seines verewigten Gründers, Chormeisters und Ehrenmitgliedes noch dadurch verherrlichen zu sollen, dass er die ihm von Herrn Franz Wichtrei freundlichst zur Verfügung gestellte Selbstbiographie Mairs der Öffentlichkeit übergibt.

Seine musikalische Thätigkeit, insbesonders mit Bezug auf das Gesangvereinswesen, schildert Franz Mair, dieselbe als öffentlich bekannt voraussetzend, nicht in der zusammenhängenden Form wie seine Jugendjahre und seine Thätigkeit im Schulwesen, beleuchtet sie aber durch mannigfache einzelne Angaben und charakteristische Äußerungen. Das Vereinsmitglied, Herr Josef Janetschek, übernahm die Aufgabe, das vorhandene Materiale zu sichten und zu ergänzen und in der nachfolgenden Darstellung zu einem möglichst geschlossenen Ganzen zu verbinden.

Anstatt eines weiteren Commentars lassen wir hier ein Schreiben Franz Mairs vom 12. December 1892 an Herrn Wichtrei folgen:

Lieber Herr College!

Da Sie meinen, dass Notizen aus meinem Leben von einigem Interesse sein könnten, so sende ich Ihnen meinem Versprechen gemäß anliegend Aufzeichnungen von einigen Erlebnissen aus meinem Erdenwallen und bitte Sie, dieselben als Widmung zu betrachten. Sollten sie zur Veröffentlichung geeignet sein, so bitte ich darüber zu verfügen.

Mit freundlichem Gruße Ihr

halberblindeter College

Franz Mair, m. p.

Knabenjahre.

In jenem Winkel des Marchfeldes, wo die Pressburger Bahn bei Gänserndorf von der Nordbahn abzweigt, befindet sich der Markt Weikendorf, eingeengt von den Dämmen beider Bahnen, auf der einen Seite umgeben von einem irrlichternden Sumpfe, in welchem abends aus Moder und Moor tausendstimmige Massenchöre der Frösche und Unken und anderer Hallunken unter der Direction eines stimmbegabten Chormeisters zur Aufführung gelangen, auf der andern Seite hingegen von dem herrlichen, dem Stifte Melk gehörigen Schlossparke, in welchem die Nachtigallen ihre süßen Liebeslieder flöten. Ist gleich die Gegend rundherum reizlos und eintönig, so reift doch dort die goldene Ähre in schwerer Menge — und wer kennt nicht den historischen, blutgetränkten Boden, welcher so oft das Einfallsthor wilder, asiatischer Horden bildete? Wer kennt nicht den Boden, welchen die Rosse der Hunnen, Avaren, Türken und Kurutzen zerstampften, wo die Gebeine der Kämpfer Przemysl Ottokars und Rudolfs von Habsburg, der Franzosen und der Österreicher bleichen? Diese große, reizlose Ebene ist meine Heimat.

In dem Marktflecken Weikendorf wurde am 15. März 1821 dem Schullehrer Jakob Mair ein Söhnlein geboren, das in der Taufe den Namen Franz erhielt. Als das Knäblein heranwuchs, fühlte es sich mächtig hingezogen zu dem geheimnisvollen, romantischen Volke der Zigeuner, welche im nahen Wäldchen hauseten, zum Cymbal tanzten und allerhand Kurzweil trieben.

Großes Interesse hatte der Weikendorfer Franzl für das Hackbrettspiel, worin er sich mit Eifer versuchte und einige nicht üble Stückchen erlernte.

Einst hatten die braunen Gesellen großen Hunger, weil sie weder zu stehlen noch zu schenken bekamen; sie baten mich, ich solle ihnen doch etwas bringen, sonst müssten sie vergehen. Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf; blitzschnell rannte ich ins Dorf und sagte in der Abendzeit, wie es des Gemeindedieners Büblein gewöhnlich thun musste, den Bauern den Durchmarsch von hundert Uhlanen gegen 10 Uhr früh an, für welche ein Mittagmahl vorzubereiten sei. Des nächsten Vormittags brodelten und dampften die Töpfe, Kartoffeln und gewaltige Knödel wurden in großer Menge gekocht. Um zehn Uhr standen vor den Thüren der Häuser die behäbigen, ihre Hände in die Hüften stemmenden Hausfrauen mit ihren blitzäugigen, neugierigen Töchtern, nach allen Seiten auslugend, die angesagten schmucken Reiter zu schauen — umsonst! Weder Ross noch Reiter zogen heran. Nach weiteren Erkundigungen gieng das Donnerwetter los. Diese Verwirrung benützte ich, um die Zigeuner im Walde zu verständigen, dass heute ihr Betteln gewiss nicht vergeblich sein werde, denn der Knödel seien im Überfluss vorhanden. Der Noth der Zigeuner war abgeholfen; auch ich bekam etwas, was aber nichts weniger als nach Knödeln schmeckte. Meine braunen Philharmoniker waren mittlerweile verduftet.

Der Pfarrer redete mir zu, mit den Faulenzern nicht mehr zu verkehren; ich folgte ihm auch. Er hatte mich recht lieb, nahm mich auf seinen Schoß und munterte mich auf, so brav zu werden wie mein Namenspatron, der, ein Wundermann, einst seinen Mantel auf das Meer breitete und auf diesem schwanken Fahrzeuge davonfuhr, weil ihn die Schiffer nicht umsonst fahren wollten. Diese billige Schiffahrt reizte mich derart, dass ich fünf Wochen nach meinen Begriffen fort und fort riesig brav war. Nun wollte ich die Probe machen, ob ich schon heilig genug wäre, breitete mein Mäntelchen in der sehr angeschwollenen Schwemme auf, um es meinem Namenspatron gleichzuthun. Da lag ich auch schon in

der Pfütze. Meine Mutter hatte viel zu thun, den schmutzigen Heiligencandidaten wieder weiß zu waschen! Der „einzige" Sohn gieng natürlich straflos aus. Man soll aber kein „einziger" Sohn sein, denn diese werden meistens verzogen. Durch meinen misslungenen Versuch kam ich zur Einsicht, dass ich zum Heiligen absolut kein Talent besitze, gab daher dieses Streben auf und trieb meine Allotria weiter fort.[1])

Nebst anderen kleinen Teufeleien sollte ein Bubenstreich Ursache werden, dass ich in die Fremde musste. Eines schönen Sonntags schwänzte ich mit meinen Spielgenossen nach der Pferdeweide, um in den Pfützen des schlammigen Weidenbaches zu baden und uns mit dem schwarzen Schlamme wie Teufel zu bemalen. Da kam mir die Idee, uns in dieser Colorierung auf die Pferde zu setzen und mit diesen auf der Weide herumzutummeln. Die Pferde waren aber anderen Sinnes und rannten mit uns ins Dorf, wo eben die Leute aus der Kirche giengen. „Die Hölle ist los!" riefen die alten Weiber, und so manche bekreuzte sich. Der „einzige" Sohn, hoch zu Ross auf des Wurzelhubers Schecken rannte, gleich Belzebub daherbrausend, nahezu den Herrn Pfarrer nieder. Bei den Hausthoren angekommen, blieben unsere Renner stehen. Nun konnten wir absitzen und unsere Kleider holen, die von den Herren Vätern und Frau Müttern auf lebendigem Kleiderstock weidlich ausgestäubt wurden. Der „einzige" Sohn gieng auf die Fürbitte seiner beiden Schwestern scheinbar straflos aus — aber die Strafe hinkte nach.

Acht Tage nach dieser wilden, verwegenen Jagd hielt ein Wagen vor dem Schulhause, der mich und meine Schwestern nach Etsdorf bei Krems zu meinem Onkel Caspar Mair, einem äußerst strengen Schulmanne brachte. Meine schwesterlichen Entführerinnen reisten heimlich zurück und ich saß in Etsdorf.

---

[1]) Franz Mairs Mutter, einer geborenen Arnold, war ein kurzes Dasein beschieden. Unser Franz verlor sie in seinem 9. Lebensjahre; doch erinnerte er sich derselben stets mit Liebe und Ehrfurcht als einer trefflichen sanften, fürsorglichen Frau. Der Tod hatte auch hier vorzeitig und grausam ein trautes Familienband zerrissen und beschleunigte die Entfernung des munteren Knaben aus dem elterlichen Hause.

Mein Onkel, ein Künstler auf der Orgel, behandelte den „einzigen“ Sohn, als hätte er vierzig Brüder; ich hörte unter seiner strengen Zucht auf, Kind zu sein, ich wurde ein ernster und eifriger Knabe. Es begann mit Vehemenz die Drill in Grammatik, Syntax und Stil. Der Lehrer, welcher mich unterrichtete, war sicher kein gewiegter Methodiker, denn ich musste mir fingerdicke, unverstandene Bücher auswendig einpauken. Zu meiner eigenen Verwunderung legte ich bei den Piaristen in Krems eine sehr gute Prüfung ab. In der Musik machte ich solche Fortschritte, dass ich als zehnjähriges Bürschchen in der Umgebung meines Wohnortes einen solchen Ruf erlangte, dass man mich zu den großen kirchlichen Festen als Organisten lud. Die Musik in der Kirche gab mir auch die Anregung zur ersten Composition, einem Tantum ergo. Da mir aber der Partitursatz noch ein unenthülltes Geheimnis war, so schrieb ich zuerst den Sopran nieder, dann den Alt, den Tenor und endlich den Bass und die Probe ergab eine ganz richtige Harmonie. Später, nach Einsichtnahme in das Zauberreich des vierstimmigen Satzes schrieb ich nicht weniger als 36 Tantum ergo, die bald in den Kirchen der Nachbarschaft die Runde machten und von denen eines — ein sogenanntes „Pastorale“ in der „oberen Gegend“ zur Weihnachtszeit heute noch allgemein im Gebrauch steht. Mein Onkel erklärte endlich, dass es besser wäre, wenn ich nach Wien käme, denn ich sei seinem Unterrichte bereits entwachsen.

Dazu gehörte aber Geld, und mein Vater war des schnöden Mammons bar. Da fand sich ein Gönner in meinem Geburtsorte. Amtmann Schwingenschlögl machte den edlen Melker Prälaten Zwinger auf mein Talent aufmerksam, und ich wurde veranlasst, vor ihm zu spielen. Die Ouverture zur „Zauberflöte“ führte ich zu seiner Überraschung in rasendem Tempo aus und phantasierte frei und über gegebene Themen. Der menschenfreundliche, kunstsinnige Abt hatte eine große Freude und sagte: „Weil Du so gut „clavierschlagen“ kannst (damals ein Ausdruck, der gang und gäbe war), so will ich Dich auf meine Kosten drei Jahre nach Wien geben — dann werden wir schon sehen . . .“ Heute noch gedenke

ich dieses hochgebildeten, herzensguten Priesters mit dankerfülltem Herzen — er war der Grundstein meines weiteren Fortschreitens.

Am 1. August 1833 brachte mich mein Vater nach dem heißersehnten Wien zu einem Tonkünstler namens Swoboda, bei dem ich die Würde eines „Kostbuben" bekleiden und nebst sämmtlichen Zweigen der Tonkunst auch die Realschule und die Präparandie absolvieren sollte.

August Swoboda, ein winziges, buckeliges Männlein mit grauen, stechenden Augen und höchst energischem Gesichtsausdruck, war voll Witz und Sarkasmus, voll Geist und Gelehrsamkeit, reich an Kindern, leider arm an Mitteln, weshalb er sich gezwungen sah, Kostbuben zu nehmen. Deren hatte er nebst mir noch drei. Hatten wir gleich recht schlechte Kost, so waren wir dennoch bei Wurst und Brot so kreuzfidel wie die Götter im Olymp bei Nektar und Ambrosia. Die fünf Töchter führten uns in den Kunsthimmel ein und theilten uns olympische Würden zu. W . . . wurde zum Jupiter, S . . . ., ein lieblicher Knirps, zum Amor, P . . . . . ganz passend zum ungeflügelten Pegasus, ich zum Apollo ernannt. Dieser meiner hohen Stellung verdankten die übrigen Götter Opernschöpfungen, die mir wohl nicht Lorbeerkränze, dafür aber ganz prosaische Extrawürste um Haupt und Stirne wanden. Die Aufführung dieser Zukunftsopern mit Hilfe meiner olympischen Collegen und anderer „Kunstkräfte" gelang so gut, dass einer der Collegen aus Neid über die Erfolge des „Spieldirectors" das kleine Haustheater anzündete. Neben diesen künstlerischen Spielereien machten wir, mit Ausnahme des ungeflügelten Pegasus, sehr gute Fortschritte und führten ein seelenvergnügtes Leben.

Meister Swoboda war groß in der Theorie der Tonkunst; er schrieb vorzügliche Werke über Harmonielehre, Contrapunkt und Fugenbau, wurde aber von den verzopften Musikern als Narr verschrieen, weil er in einer schrullenhaften Anwandlung das h aus der Scala hinauswarf und das b des Alphabets dafür einsetzte. Seine Scala lautete also a b (bis, bes) c . . . Sein Schicksal war ein sehr trauriges. Er wurde 1848 aus Wien

verwiesen und verkümmerte in Graz. Man fand an einer Straßenecke in Graz einen verhungerten, buckeligen Harfner — es war August Swoboda.[1])

Schmalhans Küchenmeister.

Im Jahre 1837 begannen für mich Leiden in schrecklicher Gestalt. Ich hatte noch drei Schicksalsgenossen, welche auch in Wien bleiben wollten und keinen Unterhalt hatten. Wir hatten unsere Sache auf Nichts gestellt und bezogen ein Quartier in der sogenannten „Studentenburg" in der Gärtnergasse des Bezirkes Landstraße, wo wir für zwei geräumige, möblierte Zimmer und Küche nebst Bedienung zusammen zwölf Gulden C.-M. monatlich bezahlten. Durch Notenschreiben verdienten meine Genossen, ebenfalls Pädagogen, etwa 5 fl.; ich aber hatte eine Lection, welche 7 fl. eintrug. Die Wohnung wurde ordentlich bezahlt und das Übrige — flott verlebt. Da gab es zum Morgenimbiss ein Kreuzerbrot, des Mittags Brot mit Schweinschmalz, des Abends Brot ohne „Schmiere", an Sonntagen sogar eine Wurst. Unser Getränk war gutes, frisches Wasser. Bei dieser frugalen Kost blieben wir sehr gesund, sahen blühend aus und waren immer guter Laune. Für Wäsche, Kleidung &c. blieb nichts übrig. Freilich trieben wir einen Luxus: wir rauchten „Sonne und Mond", das war damals der theuerste Tabak. Ich lieh sogar ein Clavier aus und übte mit einem wahren Feuereifer, dass ich es zu einer achtenswerten Virtuosität brachte.

Eines Tages saß das hungrige Quartett beisammen und machte trübselige Gesichter, denn das Budget war bedenklich

---

[1]) Nachdem Fr. Mair seine Studien bei Aug. Swoboda und Capellmeister Drechsler welcher u. a. die Musik zu Raimunds Zaubermärchen „Der Bauer als Millionär" schrieb, in der Harmonie- und Compositionslehre gemacht hatte, unterzog er sich der Prüfung über Musik am Wiener Conservatorium mit ausgezeichnetem Erfolge. Er gab auch daselbst die Anregung, dass für Präparanden am Wiener Conservatorium ein Curs für Violinspiel, Generalbass und Choralgesang errichtet wurde; leider gieng derselbe bald wieder ein.

überschritten; es wurde beschlossen, „Sonne und Mond“ zu streichen! Ich setzte mich zum Clavier und phantasierte. Da klopfte es an der Thüre. Im Hinblicke auf mein Negligé — ich war eben sehr decolletiert — zögerte ich, „Herein!“ zu rufen; dafür waren meine dem dolce far niente mit stoischer Ruhe obliegenden Genossen eiliger, und vor mir stand ein sehr distinguierter Herr, der die Frage an mich richtete, ob ich der sei, der soeben Clavier gespielt hatte, und Mair heiße. Dies bejahend erlaubte ich mir, um den Zweck dieser „Erhebungen“ zu fragen.

„Director Vogl empfahl mir Sie als Erzieher. Möchten Sie in meiner Familie eine solche Stelle bekleiden, so biete ich Ihnen 20 fl. C.-M. monatlich, Kost, Wohnung, kurz, gänzliche Verpflegung, wofür Sie täglich drei Unterrichtsstunden zu geben hätten.“

Das war Sirenengesang für mein Ohr, und dennoch erklärte ich im Hinblicke auf meine vor vielen Jahren neu gewesene äußere Hülle, die keineswegs salonfähig erscheinen konnte, diesen überaus günstigen Antrag leider nicht annehmen zu können.

„Warum nicht?“

Ich erwiderte, dass ich der Ansicht sei, ein Lehrer, ein Erzieher müsse auch in der äußeren Erscheinung imponieren, wenn er nicht von seinen Zöglingen bemitleidet werden soll. Mitleid ist demüthigend.

„Sie haben Recht. Wenn sonst kein Hindernis vorhanden ist, so betrachte ich Sie als gewonnen. Mit diesem Vorschusse können Sie das Nöthige beschaffen und Ihre Stelle recht bald antreten.“

Ein nennenswerter Geldbetrag begleitete diese Worte. Wer war glücklicher als ich!

Und dennoch mischte sich in diese Freude ein Tropfen Wermut. Mit schwerem Herzen schied ich von meinen unglücklichen Freunden, denen kein solches Glück lachte. Der Eine davon, G. R., schrieb fleißig Händels Oratorienpartituren, verdiente dabei aber kaum das trockene Brot. Endlich gelang es ihm doch, eine „Gehilfenstelle“ zu erlangen. Die Übrigen verkamen im Elend und nahmen ein unrühmliches Ende.

Meine Hofmeisterjahre.

Das Haupt der Familie, in welche ich eintrat, war ein hochgestellter kaiserlicher Beamter und Besitzer eines bedeutenden Gutes. Die zwei Sprösslinge, deren Mentor ich sein sollte, standen im Alter von 10 und 12 Jahren. In der ersten Unterrichtsstunde machte ich als frischgebackener Pädagoge eigenthümliche Erfahrungen.

Als ich zu lehren anhub, fiengen die Knaben zu lachen an und lachten die ganze Stunde; Ermahnungen fruchteten nichts. Das gab mir zu denken; ich sann nach und fand, dass ich zu diesem endlosen Gelächter keine Veranlassung gab. In der nächsten Unterrichtsstunde machten es meine spassigen Zöglinge genau so, wie in der ersten — ich aber schwieg und ließ sie lachen, erwägend, dass sie ermüden müssten. Ich merkte nämlich, dass es ihnen schon schwerer wurde, die ganze Stunde durchzulachen. Ich ließ mich nicht aus meinem Gleichmuthe bringen, beendete den Unterricht und gieng spazieren. Am nächsten Tage nahm ich wahr, dass die Knaben nur mehr grinsten; jetzt befahl ich ihnen zu lachen, und zwar ebenso blöde zu lachen, wie sonst. Da gab es wohl Versuche, aber vollständig misslungene; ich bot ihnen durch meine eiserne Ruhe keinen Stoff zum Gelächter und — kurz die Buben waren gebändigt, sie lachten nimmermehr. Es ist eine alte Wahrheit:

Was der Mensch muss,
Macht ihm Verdruss,
Was er nicht soll,
Das thut er wohl!

Am vierten Tage referierte ich dem Vater, dass wir zwar noch nichts gelernt hätten, dass ich aber die beste Hoffnung hege, die Widerspenstigen zu zähmen und für mich zu gewinnen. Da erzählte er mir, dass vor mir schon fünf Erzieher — weggelacht worden waren.

Selbst noch jung — ich zählte 17 Jahre — heiter und frei von Pedanterie, gelang es mir, dass sich meine Zöglinge mir anschlossen. Infolge des sichtlichen Gelingens meiner Erziehungsmethode wurde ich der Liebling des Hauses. Kamen Gäste, und

das geschah häufig, durfte ich nicht fehlen, da meistens Musik, und zwar gute Musik, den Unterhaltungsstoff bot. Auf meine gesellschaftliche Bildung übten die Familienzirkel einen großen, wohlthätigen Einfluss; namentlich war die Gesellschaft so schöner, gebildeter Damen von hohem Interesse. Die Welt erschien mir herrlicher und schöner; ich erkannte die Poesie des Lebens und gewann Ideale.

Unter diesen jungen, reizenden Wesen war eines, welches mir besonders freundlich zulächelte und mir nach jedem Vortrage eines meiner Lieder die Hand drückte, dass mir ganz gruselig wurde. Zum Glücke hatte ich Verstand genug, um einzusehen, dass dieses, mein erstes Ideal, in gesellschaftlicher Beziehung so hoch stand, dass an die Verwirklichung meines Traumes zu denken, eine Lächerlichkeit gewesen wäre. Der ärgste Fluch ist der, lächerlich zu werden!

Ich griff zum Studium und lernte aus dem Fornasari-Verce die italienische Sprache, denn mein Herz sehnte sich nach dem sonnigen Lande, wo heiße Lieder erschallen und feuersprühende Augen entzücken. Meine Zeit in diesem Hause war um; die Burschen waren bereits für das Gymnasium reif und ich war — nichts. Drei Jahre waren verloren, und zu einer festen Existenz nicht einmal der Grundstein gelegt. Dieser Umstand brachte mich zum Nachdenken. Rasch entschlossen, gab ich meine Stellung in dem mir so lieb gewordenen Hause auf, bewahrte treu meine Ideale und schied mit schwerem Herzen.

Italienische Reise.

Im zwanzigsten Jahre, frei, ein Sümmchen Geldes im Sacke, fasste ich den Entschluss, dieses letztere zu opfern, um Italien, das Land meiner Träume, zu sehen. In einigen Tagen war ich auf dem Wege nach Triest; in Obcina bog ich von der Straße ab, um von hier aus den Anblick der blauen Adria, welche dort in ihrer vollen Schöne vor das Auge tritt, zu genießen. Überwältigend wirkte auf mich der erste Anblick des

Meeres! Anfangs starrte ich in ein vermeintliches Nichts hinein, bis sich mein Auge in dem großen Blau orientieren konnte.

In Triest angekommen, wollte ich meine Meisterschaft in der italienischen Sprache erproben und fragte mit pochendem Herzen einen mir begegnenden, den Typus eines Uritalieners tragenden Herrn nach der osteria al Andrea Hofer.

Mit einem ganz merkwürdigen Blicke maß mich der vermeintliche Uritaliener und meinte dann: „Worum redens denn nit deutsch? So sind die Weaner! Wenns nur a fremde Sprach papperln können! Gengans nur da aufi, die Gassen umi, bei der Gartenthür eini und Sö san beim Andreas Hofer!“

Ich stand verblüfft da und wusste nicht, sollte ich „grazia Signor!“ oder „I dank schön!“ sagen.

Venedig, dieses Unicum einer Stadt, mit seinen Prachtbauten und Kunstschätzen, machte auf mich einen gewaltigen Eindruck, und dennoch mischte sich in diese Bewunderung eine gewisse Trauer bei dem Gedanken, dass diese traumhaft schöne Stadt von dem Geschicke dem Verfalle geweiht ist. Padua, Vicenza, Verona, Brescia, Bergamo, Peschiera, Riva u. s. w. passierend, besuchte ich Mailand.

Sowohl in Venedig als auch in Mailand verlor ich ganz und gar meinen Respect vor dem vielgerühmten Musiksinne der Italiener. Man denke sich nur das empörte Gefühl eines Deutschen, der während der Wandlung den „Tausendsappermentswalzer“ im Hause Gottes zu hören bekommt und am Schlusse der Messe unter den Klängen eines Reitermarsches die Kirche verlassen muss. Kennen die italienischen Organisten, so sagte ich zu mir, keine Präludien von Bach u. dgl.? Und diese Musik stimme, so sagten Männlein und Weiblein, zur tiefsten Andacht! Sind das die Italiener, welche einen Palästrina, Allegri, Lotti, Durante &c. aufzuweisen haben, deren Vorfahren von Karl dem Großen nach Deutschland berufen wurden, um die Deutschen, deren Gesang ein „unangenehmes Geräusch“ war, singen zu lehren?

Eine weitere Barbarei erfuhr ich in der Scala zu Mailand. Man gab Bellinis „Norma“. Wie war meine Erwartung ge-

spannt, die feurigen Italiener singen zu hören, und die Volksscenen von diesem leidenschaftlichen, beweglichen Volke darstellen zu sehen! Der Kapellmeister klopfte mit dem Taktierstocke auf eine am Pulte angebrachte Messingplatte; meine Ohren waren gespitzt, die Ouverture begann — — Schon nach 20 bis 30 Takten wurde mir sehr unbehaglich. Nicht weil die Musiker roh und ohne Nuancierung spielten, sondern, weil ich darüber empört war, dass ein boshafter Kobold die Musiker aus dem Takte bringen wollte. Mein Auge suchte diesen unverschämten Bösewicht und fand ihn. Wer war es? Der Kapellmeister selbst, der bei jedem Takte zwei durch das ganze Theater dröhnende Schläge auf die an dem Pulte befestigte Messingplatte mit dem Taktstocke gab. Man taktierte damals in Italien auf diese Weise, ob in ff oder in pp. Alleseins! Heiliger Mozart, sagte ich im Stillen, nimm doch auch den Strick und treibe die Barbaren aus dem Tempel der heiligen Musica! Ebenso enttäuscht war ich über den ledernen, falsch und schwankend singenden Chor. Nach der Oper erfuhr ich, dass dieser nicht aus sangeskundigen, fest engagierten Individuen bestehe, sondern aus ganz unmusikalischen Handwerkern, welche gegen einen Lire die eingedrillten zweistimmigen Chöre absangen.

Als ich auch in den Kirchen die Messingpaukerei hörte, verlor ich die Geduld und kündete der italienischen Manier meine Achtung für immer.

Meine erste Anstellung.

Da meine Lehrbefähigung durch das dreijährige Privatisieren während meiner Hofmeisterzeit erloschen war, machte ich im Jahre 1840 den Präparandencurs noch einmal und erhielt ein Zeugnis als Lehrer für Hauptschulen. Nun beschloss ich fest, dem Lehramte zu obliegen. Nach meiner Rückkehr aus Italien erhielt ich beim „Schullehrer" Müller auf dem Schaumburgergrunde (heute Rainergasse) eine Anstellung.

Als ich morgens präcise acht Uhr eintrat, musste ich mich im Thoreingange durch circa 80 kleine Knaben und Mädchen

durchwinden, um zu dem Herrn „Principal“ zu gelangen. Dieser wies mir die erste Classe unter der „Einfahrt“ zu, wo die Kinder auf dem gepflasterten Boden saßen — Tische und Bänke gab es nicht! — und durchs Thor der Wind blies. Damals wurde in der ersten Classe bloß gelesen, weder gerechnet noch geschrieben. Tische und Bänke waren daher Luxus! Das war mir zu viel — ich empfahl mich bei dem Herrn „Principal“ Müller säuberlichst und wollte mich der Musik ganz in die Arme werfen. Mein ehemaliger Schulkamerad Josef Walter, nachmaliger Lehrer bei St. Anna, redete mir indes zu und stellte mich dem „Schulhalter“ Embel vor, der mich sogleich gegen einen Monatslohn von — zehn Gulden und vierzehntägige Kündigung aufnahm. Das war an der Pfarrhauptschule in der Feldgasse am Schottenfeld.

Hier hatte ich Gelegenheit, die Sonntagsschule zu halten. Der alte Herr sammelte die „Schulsechser“ ein, ein Lehrer musste Federn schneiden, der andere „lehren“. Das war erbärmlich! Man denke sich ein Lehrzimmer mit den denkbar schlechtesten Subsellien, in welchem 70 bis 80 große Lehrjungen während der lauten Verhandlungen zwischen Sechsercassierer und Sechserzahlern „unterrichtet“ werden! Dieser Unterricht war thatsächlich unter Brüdern keinen Sechser wert. Nach und nach gewöhnte ich diese Zustände, wie man eben selbst Arsenik gewöhnt.

Meine Existenz war insoferne gesichert, als ich nicht verhungern konnte, denn meine monatlichen Einkünfte beliefen sich auf 18 fl. Conv.-Münze. Am ersten jeden Monats kam der Schullehrer in die Classe, legte 12 Zwanziger auf den Tisch und sagte vor allen Kindern: „So, Herr N. N., da haben Sie Ihren Lohn!“ Als besonderer Liebling erhielt ich zwei Lectionen, wofür ich die Hälfte des Honorares dem Principal abtreten musste. Von den Erträgnissen der „Nachstunde“ erhielt der Lehrer nur die Hälfte, die andere Hälfte der „Schulhalter“. So hieß man sie mit Recht, denn sie unterrichteten gar nicht. Es war die reinste weiße Sclaverei!

Zur Kennzeichnung der damaligen Verhältnisse und Lebensweise mag bemerkt werden, dass eine möblierte Wohnung sammt

Bedienung monatlich 4 fl. kostete; Frühstück und Nachtmahl kam auf 3 fl., das Mittagessen — Suppe, Fleisch sammt Gemüse und Mehlspeise — auf 6 fl. zu stehen. Der Rest des „Lohnes" gieng auf Nebenbedürfnisse, Wäsche 2c. auf. Ich kleidete mich auch standesgemäß, nur hatte ich immer einen großen Kampf mit meiner Fußbekleidung. Während ich mit den Collegen über „Trennung der Kirche von der Schule" und „lauter solchen Sachen" disputierte, trennte sich meine Sohle vom Oberleder.

Doch ein Freudentag nahte — der „Umgang". Ha! Welche Wonne, im Sonnenbrande, barhaupt an der Spitze der fromm kipfelverschlingenden Kinderschar einherzugehen und den „Vorsinger" zu machen!

Doch wie königlich wurde so ein „Umgehen" belohnt! Dieser Tag war der einzige, an dem sich die Lehrer in Gesellschaft ihres sonst in Wolken gehüllten Principales sonnen, ja sogar an seiner Tafel speisen durften, denn an diesem einzigen Tage im Jahre wurden die „umgegangenen" Lehrer mit eitel Gans und funkelndem Wein tractiert. Welche Großmuth!

Ein weiterer wichtiger Tag war jener der Schulprüfung, bei welcher ein „Professor" von St. Anna den Vorsitz führte, selbst prüfte und als Schulmann gerechtes Urtheil fällte.

Nach der Prüfung kündigte ich dem bisherigen Herrn Principal und trat in die unter Leitung des Herrn Friedrich stehende, im Casa piccolo befindliche Schule über. Der neue „Schulhalter" empfieng mich recht freundlich und lud mich im Hinblicke auf meine musikalischen Kenntnisse ein, jeden Sonntagnachmittag in seiner Familie zuzubringen. Dieser Einladung kam ich freudig nach, denn Principals Töchterlein, deren ihrer drei waren, waren mir recht zugethan. Ich war in der Familie wohlgelitten, da ich trotz des Missverhältnisses zwischen Soll und Haben stets bei guter Laune war.

Nebst den Musen fand sich auch eine fettglänzende, rabenschwarze Schöne, eine leibhaftige Mohrin ein, deren schlanker Wuchs ein reizender war. Zwei glühende, große Augen blitzten aus dem Gesichte, zwei Reihen schneeweißer, perlenähnlicher Zähne

glänzten aus einem schwellenden, hellrothen Munde, der Genuss verhieß und verlangte. Nur das krause, wollige Haar stieß mich ab. Diese Mohrin nun, eine fürstliche Kammerzofe, fand an mir, vielmehr an meinem langen Haar,[1]) vielleicht auch an meinem Clavierspiel, einen so großen Gefallen, dass sie leidenschaftlich in Liebe entbrannte und dieser ohne Scheu, ganz unverhohlen in Wort und That Ausdruck verlieh. Noch gedenke ich mit Schaudern des Momentes beim Pfänderauslösen. Des Principals Töchterlein wussten es schon so anzustellen, dass ich immer bei den Gesellschaftsspielen ins Gedränge kam und mein Pfand bei der Mohrin auslösen musste. Die Schelminnen weideten sich dann ganz erklecklich an meinen Grimassen. Die schwarze Schlange aber wollte geradezu ohneweiters heiraten; sie würde schon Sorge tragen, sprach sie, dass mir ihr Fürst eine gute Anstellung verschaffe. Da versagte mir die Stimme und der gute Humor — und ich verbannte mich selbst aus der Gesellschaft, worüber der Herr Principal recht ungehalten war.

Mittlerweile wurde meinem Vater, gedrückt von der Last des Alters, die Führung der Schule in Weikendorf schon zu schwierig. Mit Thränen in den Augen theilte er mir mit, dass er infolge seiner Altersschwäche von verschiedenen Seiten gedrängt werde, dass ihm ein Provisor zugetheilt werde, was damals so viel bedeutete, als sich mit einem kleinen Bruchtheile des winzigen Einkommens zu begnügen — zu hungern. Das war damals der Dank für eine fünfzigjährige Dienstzeit!

Da that ich als Sohn meine Pflicht und vertrat meinen Vater, um ihn vor einem solchen Geschicke zu bewahren. Ohne von meinen zahlreichen Freunden und Gönnern Abschied zu nehmen, packte ich mein Ränzlein und schied, ich meinte für immer, aus dem fröhlichen, geliebten Wien mit recht schwerem Herzen — opferte ich doch damals meine Neigung zur Musik und meine nicht geringen Erfolge auf dem Gebiete derselben.

---

[1]) Dieses lange Lockenhaar Mairs, welches der Mohrin so sehr gefiel, erregte indessen nicht minder das Missfallen des Pfarrers, der zu wiederholtenmalen die Entfernung dieses Schmuckes durch die Scheere begehrte, aber nicht durchsetzte.

Wieder in der Heimat.

Es war am 1. September 1843, als ich in meinem Geburtsorte ankam. Mein Körper war wohl in der eintönigen Gegend, aber meine Seele war im gemüthlichen Wien, bei meinen Freunden und Collegen, bei den Familien, in deren Mitte ich so gerne weilte, bei meinen Aussichten für die Zukunft .....

Ergeben in mein Schicksal trat ich den Gang zu dem Herrn Dechant des Districtes an, um meine Anstellung als erster Gehilfe zu erwirken. Der Empfang ließ nichts zu wünschen übrig. Beim Eintritte bat ich den Herrn Dechant um Entschuldigung, seine Ruhe gestört zu haben. Indem er mir durch eine Handbewegung bedeutete, Platz zu nehmen, fragte er ganz höflich und mit einer gewissen Bonhomie: „Womit kann ich dienen?“

„Mit einigen Federzügen! Ich wünsche nämlich in Weikendorf als erster Schulgehilfe angestellt zu werden, zu welchem Behufe ich meine Zeugnisse in Ihre Hände lege.“

Offenbar enttäuscht und ärgerlich, dass Se. Hochwürden einem so tiefstehenden Individuum, einem Lehrer, Platz zu nehmen angetragen, sprang der Herr Dechant wie von einer Tarantel gestochen auf, zog die Augenbrauen tiefer und schnauzte mich an:

„Wissen Sie, was Sie zu thun haben? — Nun, mir scheint nicht, Ihr Eintreten bewies es!“

Ich hatte nämlich die hochwürdige Hand nicht geküsst. Ruhig antwortete ich:

„Dennoch glaube ich meine Pflichten zu kennen, hochwürdiger Herr; ich habe die Jugend zu lehren.“

„Weiter!“ forderte er.

„Gutes Beispiel zu geben,“ ergänzte ich.

„Und den Messnerdienst genau verrichten, fleißig die Kirche fegen, abstauben und der Geistlichkeit gehorsam und unterthänig zu sein, setzte Se. Hochwürden hinzu, drehte sich um und entließ mich sehr ungnädig.

Als ich mich beim Pfarrer des Ortes vorstellte, wurde mir ebenfalls die hohe Wichtigkeit des Messnerdienstes und des Ge-

horsames gegen die Geistlichkeit ganz besonders nachdrücklich eingeprägt — aber von einem guten Unterrichte, von Jugenderziehung war keine Rede. Wo war das Ideal eines Lehrers? In meinem Innern war es Nacht, und Verzweiflung kehrte in meinem Gemüthe ein . . . .

Zurück nach Wien! rief es in meiner Brust, zurück in die Heimat der Kunst, zurück zu freundlichen Menschen! In tiefes Sinnen versunken, saß ich, trübe gestimmt, im Garten, als mir meine Schwester meldete, dass Leute da seien, um mich zu sprechen.

Der Marktrichter, die Geschworenen (Gemeinderäthe) und meine Kameraden von dem verhängnisvollen Höllenritte begrüßten mich mit so ungeschminkter Freude, drückten mir mit solcher Wärme, Aufrichtigkeit und herzlicher Urkräftigkeit die Hände, dass sie im schönsten Berlinerblau erglänzten. Diesen Willkomm habe ich in meinem Leben nicht vergessen, denn er entsprang den treuen Herzen dieser guten Leute. Die Frauen waren nicht minder erfreut und meinten: „Aber ein rechter Hallodri waren Sie doch! Wissens noch die Zigeunergeschichte? Männer und Weiber lachen heute noch über den Schabernak!"

Wirksamkeit und Zeitverhältnisse.

Ich blieb der Liebling der Gemeinde und wurde stets „unser Franz" tituliert. Männer, Frauen und Kinder grüßten mich von weitem und giengen auf mich zu. Selbst die Jungfrauen schielten mit schelmischem Lächeln nach mir und sagten unter sich:

„Wenn der Herr Franz nur nicht so stolz und hochgesehen wär, wir könnten ihn so gut leiden!"

Dass mich das Alles aufrichtete, ja selbst meine Wiener Verbindungen nach und nach in den Hintergrund drängte, ist begreiflich.

Um den mir nicht zusagenden, der Würde eines gebildeten Mannes nicht entsprechenden Messnerdienst los zu werden, traf ich das Übereinkommen mit dem zweiten, weniger „hochgesehenen" Gehilfen, indem ich ihm die Einkünfte, aber auch die mit diesem Dienste verbundenen Obliegenheiten überließ.

Diese reizenden Obliegenheiten bestanden in Folgendem: Im Winter um 5 Uhr früh bei Sturm und Schnee in dem entfernten Kirchthurme den Glockenstrang ziehen, um 6 Uhr Erstläuten, um $^1/_4$7 Zusammenläuten, um 12 Uhr läuten, abends Gebetläuten, Donnerstag Angstläuten, Freitag Schmerzläuten, dann Versehenläuten, Sterbeläuten, kurz, den ganzen Tag zum Strange verurtheilt sein und auf solche Weise sein pädagogisches Wissen verwerten!

Um den Entgang an Einkommen für den Messnerdienst zu ersetzen und eine würdige Kirchenmusik zu schaffen, führte ich den Musikunterricht ein. Die jungen Burschen hatten alle eine Leidenschaft für die Blasinstrumente. In zwei Jahren hatte ich mir eine Kapelle herangebildet, die weit und breit bekannt wurde; leider aber fehlten Sänger und Geiger, um Kirchenmusik aufzuführen. Doch in einigen Jahren war auch dieses Hindernis weggeräumt. Ich hatte die Genugthuung, dass die Weikendorfer Chormusik als die beste in der ganzen Umgebung galt, und dass an Festtagen sich jung und alt in der Kirche versammelte, um unserer Musik in Andacht zu lauschen.

Von dieser Zeit an nahm auch das „Neujahrsblasen" ab. Was ist das? werden viele meiner jungen Collegen fragen. Das war ein gar traurig Ding, um so trauriger, als gerade die Lehrer auf dasselbe angewiesen waren. In der Sylvesternacht nahm der „Gehilfe" einige Knaben, welche ihm halfen, vor den Häusern der Bauern und Häusler gleich Bettelmusikanten zu musicieren, mochte es noch so stürmisch, noch so eisig kalt sein. Erklangen die ersten Töne dieser Philharmoniker, so stellten sich der Bauer und die Bäuerin zur Eingangsthür und luden den Volksbildner mit Gönnermiene auf Wein und Schinken ein. Beim Scheiden drückten sie dem Gehilfen ein Geldstück in die Hand. So gieng es fort von Haus zu Haus bis 5 Uhr früh. Am Neujahrstage waren wohl Lehrer und Knaben ganz katzenjämmerlich bestellt, aber der erstere hatte bis zu 200 fl. im Sacke, die letzteren erfrorene Hände und blaue Nasen.

Ich würdigte mich nicht zur Theilnahme an diesen Nachtmusiken herab, und auch in der übrigen Lehrerschaft erwachte ein edler Stolz; ihr Ehrgefühl bäumte sich auf gegen eine so unwürdige Art und Weise, ihr Dasein zu ermöglichen.

Es wurde also beschlossen, das „Blasen" zu lassen, und den Entgang an Geld durch Musikunterricht gegen geringes Honorar, in Naturalien bestehend, einigermaßen zu ersetzen.

Zu dieser Zeit, es war im Jahre 1846, fieng es bei den Lehrern an zu dämmern, und sie begannen über die Verbesserung ihrer Lage nachzudenken. Die Morgenröthe einer besseren Zeit schien sich zu zeigen!

Ein zweites Ideal.

In der Familie des Amtmannes, der von den Insassen des Ortes „g'strenger Herr" genannt wurde, verkehrte ich täglich und erfreute mich einer außerordentlich liebenswürdigen Behandlung. Sonntags kamen häufig Gäste, unter welchen sich eine wundersame Fee, das Töchterlein eines benachbarten Gutsbesitzers befand. Schlank, wie ein Rehlein, war ihre Gestalt; reiches, rabenschwarzes Haar umrahmte ihr edles Gesichtchen, aus welchem ein tiefblaues Auge hervorblickte — doch ich will keinen Roman erzählen. Es war, kurz gesagt, ein Ideal.

Wir sahen uns immer so sonderbar an; ich war verlegen, sie war verlegen. Beide wollten wir etwas sagen, waren aber dann mit dem Gesagten nie zufrieden; es wurde uns dann immer noch sonderbarer, seliger und „gruseliger" zu Muthe. Eines Sonntags, als uns am sonderbarsten war, da glaube ich meinem tiefblauäugigen Ideale beim Abschiednehmen die Hand etwas stärker und wärmer gedrückt zu haben, als gerade unbedingt nothwendig war; für diese Dreistheit hatte die tiefblaue aber in gleicher Weise Revanche genommen, worauf mir aber schon gar sonderbar wurde. — Lassen wir das!

Der nächste heiß ersehnte Sonntag kam und brachte auch mein Ideal. Als wir beide zum Fenster auf die Straße hinaussahen, wurde die Kraft des Händedruckes ganz ohne Aufforderung

und ohne Befehl öfter probiert. Plötzlich hörten wir ein Glöcklein erklingen — und dahergeschritten kam der zweite Gehilfe, barhaupt, bepackt mit zwei Hüten, einer Laterne, zuweilen ein Glöcklein schwingend; ihm folgte der Geistliche mit dem heiligen Abendmahle. Unser Gespräch stockte plötzlich. Nach einer Weile fragte das Ideal erröthend: „Sagen Sie mir aufrichtig, müssen Sie auch diesen Dienst verrichten?"

Mit pochendem Herzen bejahte ich diese demüthigende Frage. Ich bemerkte, dass sie eine aus dem tiefblauen Auge kommende Thräne zerdrückte und mit zitternder Stimme erwiderte, dass sie nicht begreife, wie ein gebildeter Mann sich zu einem Diener herabzuwürdigen vermöge.

Etwas spitzig sagte ich: „Sie möchten wohl keinen solchen zum Mann?"

„Mein Vater würde das auch nicht zugeben", antwortete die Holde. Ich fühlte den Tod in meinem Herzen, meinen Stand verachtet, die Poesie in grausame Prosa verwandelt! Als ich wieder Fassung gewonnen, schied ich mit den Worten:

„Trösten Sie sich; der Mann, dessen Stand Ihnen und Ihrem Vater verächtlich erscheint, würde doch zu stolz sein, Ihre schöne Hand zu begehren!"

Mein Ideal dahin — verloren. Hätte jenes Glöcklein doch niemals geläutet!

Meine Tage verrannen nun trübe und eintönig. Der Schlosspark, in dem die Nachtigallen ihre bezaubernden Weisen sangen, war mein Aufenthalt in freien Stunden, ein Lusthäuschen, von welchem aus man den Kahlenberg in weiter Ferne erblicken konnte, war meine Studierstube.

Ringsum regten sich die Geister in Europa und die alte Welt begann wieder jung zu werden. Wenn die Sonne über Wien untergieng, da fasste mich stets eine unnennbare Sehnsucht dahin, und ich fragte mich oft: Soll ich auch untergehen wie die Sonne dort? Soll ich auch auf diesem einsamen Flecke der Erde in die Nacht des Todes gehen, ohne die Welt

gesehen, ohne die Meisterwerke der Tonheroen gehört zu haben? Eine innere Stimme sagte mir: Hier ist deines Bleibens nicht!

Als hätte ich geahnt, dass mir das Studium der Geschichte, Geographie und Sprache noch einmal zugute kommen könnte, pflegte ich auch diese Gegenstände mit Vorliebe, componierte dabei zahlreiche Kirchenwerke, die im Marchfelde viel verbreitet sind. Auch verlegte ich mich darauf, an Sonntagen auf dem Rathhause den wissbegierigen Männern und Burschen in populärer Weise Vorträge über die historischen Ereignisse unseres Vaterlandes und über Heimatkunde zu halten, die großes Interesse erregten. Hierdurch kam ich aber in gewissen Kreisen in höllischen Schwefelgeruch.

Als Kaiser Ferdinand im Jahre 1846 die Ablösung von Robot und Zehent anbahnte, wollten die Leute nicht darangehen, da sie meinten, es sei einfach beides aufzulassen. Es blieb also beim Alten. Aber der Keim fieng zu sprießen an, es gab Widerstand, gegen diesen wieder Gewaltanwendung, Trotz und Hass. In dieser aufgeregten Stimmung war das Landvolk, als das Jahr 1848 anbrach.

Im Revolutionsjahre.

Wie ein Märchen tönte in meinem Ohre die Nachricht, dass in Wien eine Revolution ausgebrochen sei. Eine Revolution? Die musst du sehen! Gesagt, gethan. Die nächsten Stunden trafen mich schon in Wien.

Ich will die Revolution nicht schildern, sondern eine Episode erzählen, welche für meine Zukunft Bedeutung erlangte. An dem Abende des 15. März war ich in einer Studentenversammlung auf der Aula. Ein Student verlas in begeistertem Tone ein Gedicht auf den Kaiser Josef. Ein riesiger Beifallssturm durchbrauste den Saal. „Singen!“ scholl es von allen Seiten, „Melodie aufschreiben!“ Niemand meldete sich. Da trat ich an die Tafel, schrieb eine selbständige Weise auf, sang sie einigemale vor, und die Studentenschaft sang sie nach. Jubel über Jubel! Man setzte mir einen Calabreser auf, hängte mir eine Schärpe um, und ich musste, so angethan, mit dem Fackelzuge zum Josefs-

monumente ziehen. Solche Freude, solche Begeisterung bei jung und alt habe ich nie wieder erlebt. Es war ein Freudenrausch. Des andern Tages um 8 Uhr heimkehrend, begegnete mich der Pfarrer, der große Augen machte, als er Calabreser und Schärpe erblickte. Von diesem Momente an war ich von der Geistlichkeit und auch vom „g'strengen Herrn" geächtet.

Das Bild, welches Wien damals bot, ist unverwischbar. Weißbärtige Männer, Frauen und Jungfrauen fielen uns um den Hals und weinten wahre Freudenthränen, denn es durfte das Wort „Freiheit" ausgesprochen, ja sogar gedruckt werden. An diesen Tagen gieng es aber jenen, deren Beschäftigung es war, jedes freie Wort des Bürgers aufzuschnappen und zu einem politischen Verbrechen zu stempeln, den Spitzeln, Naderern &c. nicht sonderlich gut.

An einem Septembertage kam ein Student nach Weikendorf und forderte die Bauern auf, der Geistlichkeit die Giebigkeiten zu verweigern; dieser Vorschlag gefiel den Leuten nicht übel. Als der Aufwiegler aber auch auf mich kam und vorschlug, mir die Naturalien zu versagen — da gieng es ihm schlecht. Er musste sich eiligst flüchten, um einer schweren Tracht Prügel zu entgehen.

Am 6. October des „tollen Jahres", also in der Zeit der Weinleseferien, war ich in Wien bei meinem Freunde G., welcher ein sogenannter „Gutgesinnter" war, auf Besuch. In der Nacht wurde ich in Gemeinschaft mit ihm ausgehoben und zum Sturm aufs Zeughaus commandiert. Das war eine schöne Bescherung!

Dem Terrorismus der Freiheitsmänner folgten die Schreckenstage am Ende des October. Sie werden jedem, der sie erlebt hat, tief im Gedächtnisse eingegraben bleiben.

Der Freiheitsrausch endete mit einem gräulichen Katzenjammer, und die fürchterlichste Reaction begann. Kein Mensch traute dem andern, die besten Freunde saßen stumm beisammen und wogen ihre Worte. Lüge, Ehrabschneidung und Verleumdung waren an der Tagesordnung, die Denunciation blühte!

In dieser aufgeregten Zeit erschien auch eine Schulzeitung, herausgegeben von Jakob Spitzer, welcher damals an der

Spitze der Lehrerschaft stand. Dieser Mann besaß eine vorzügliche Rednergabe und große Popularität, aber nicht genug Charakterfestigkeit. Als er infolge der Veröffentlichung freisinniger Artikel vom Consistorium entlassen wurde, kroch er zu Kreuze, und aus dem Saulus wurde ein Paulus. Lange Zeit verfolgte er in seinem Blatte mit Verbissenheit jede freiheitliche, fortschrittliche Idee in Wort und That und war den Reactionären in jeder Hinsicht zuwillen.

Die Geister aber waren erwacht, und auch die Lehrer wollten ihr hartes Joch abschütteln und nach einer ihrem hohen Berufe würdigen Existenz streben. Als Führer stellte sich ein edler Mann an die Spitze — Professor Schulz von Straßnitzky. Dem Einflusse dieses Mannes ist es zu danken, dass der Lehrstand dem Dienstbotenverhältnisse entrissen wurde und von nun ab fixe Gehalte vom Wiener Gemeinderathe bezog.

In dem Orte meiner Wirksamkeit gieng es mir nach der Einnahme von Wien nicht sonderlich wohl, da ich bei der Geistlichkeit im Geruche der Freisinnigkeit stand. Selbstverständlich wurde über mich in gewissen Kreisen der Stab gebrochen. Durch meine Vorträge und den Verkehr mit den Bauern hatte ich nämlich die Eifersucht des Pfarrers geweckt, dem diese „Freigeisterei" schon lange ein Dorn im Auge gewesen war. Zum Leidwesen meiner Gegner konnte man mir keine Pflichtverletzung oder ein nicht lehrerwürdiges Benehmen zur Last legen. Sie mussten sich daher in ohnmächtiger Wuth mit giftigen Blicken und schlechter, unwirscher Behandlung begnügen.

Der grimmige Hass kam aber vollends zum Durchbruche, als ein von mir in Musik gesetztes Lehrerlied in einer Brünner Schulzeitung unter dem Pseudonym Franz Lang erschien, welches bei einer Preisbewerbung den ersten Preis errungen hatte und in ganz Österreich von den Lehrern begeistert gesungen wurde.

Dieses Lied, ein getreuer Spiegel der Denkweise der Collegen vom Jahre 1848, mag hier einen Platz finden.

Laßt die Saiten hoch erklingen
Und ein Hoch dem Lehrstand bringen!
Führt er auch nicht Schwert und Lanze,
Kämpft er doch mit Wort und Schrift
Gegen Jesuitengift,
Geisteskncchtung, die uns droht,
Schlägt er mit dem Worte todt.
Schmückt ihn mit dem Siegeskranze!
Auf, erweist ihm Kriegersehre
Als des Volkes heil'ge Wehre!

Laßt die Saiten laut erklingen
Und ein Hoch dem Lehrstand bringen!
Baut er auch nicht Kirch' und Klöster,
Führt er doch mit Lieb' und Lust
In der zarten Kinderbrust
Für den ganzen Lebenslauf
Gott den schönsten Tempel auf.
Ehr' ihn, Bruder, ehr' ihn, Schwester!
Schenk ihm, Bürger, Dein Vertrauen,
Hilf ihm gute Sitte bauen!

Laßt die Saiten laut erklingen
Und ein Hoch dem Lehrstand bringen!
Ist er auch kein Kind der Musen,
Pflegt er doch die Phantasie,
Nährt den Sinn für Harmonie,
Legt so weise und behend
Für die Kunst das Fundament.
Mit dem Kunstgefühl im Busen,
Laßt ihn unsern Koryphäen
Würdevoll zur Seite stehen!

Laßt die Saiten laut erklingen
Und ein Hoch dem Lehrstand bringen!
Pflanzt er auch nicht Korn und Reben,
Bringt sein Walten insgesammt
Einst der Jugend Brot und Amt,
Löscht er doch durch geist'ge Kraft
Ihren Durst nach Wissenschaft.
Laßt die edlen Pflanzer leben,
Sie bebau'n der Unschuld Acker,
Bürger, unterstützt sie wacker!

Krieger, Priester, Künstler, Bauer
Muss er sein in Lust und Trauer.
Wenn er kämpft, glaubt, schafft und bauet,
Kämpft er ohne Barbarei,
Glaubt er ohne Heuchelei,
Schafft er nicht ein todtes Stück,
Baut er für der Völker Glück.
Hoch der Lehrstand! Ihm vertraut!
Schlüge man das Jetzt in Ketten,
Dann wird er die Zukunft retten!

Das Lied ist vergessen, es ist todt. Doch die Erinnerung an die Begeisterung, welche es damals erregte, lebt noch immer in den Herzen der Collegen, welche Zeitgenossen waren.

Die bösen Folgen, welche mir dieses nun verklungene Lied eintrug, kamen später, aber desto empfindlicher. Es sollte ein Beweis meiner revolutionären Gesinnung sein.

Während das Los der Wiener Lehrer infolge der Bemühungen Schulz von Straßnitzkys sich freundlicher gestaltete, schmachteten wir Landlehrer noch unter dem unleidlichen Drucke derer, welche jeder freien Regung des Geistes und des Standesbewusstseins spinnefeind waren.

Um unsere Lage einigermaßen zu erhellen, wurden wir von den Lehrern Korneuburgs eingeladen, eine Petition an den Reichstag zu berathen und zu unterzeichnen. Allein die gestellten Anträge fanden nicht die gehörige Unterstützung, weil der Kirchendienst an vielen Orten einträglicher war als der Schuldienst, und so hatte auch die Eingabe keinen Erfolg.

Ich fand nun meinen Trost im Studium und in der Tonkunst, welche so manche Lichtblicke gewährte, über die Misère des Lebens hinüberhalf und mich mit meinen Wiener Freunden in Verbindung erhielt.

So bekam ich im Jahre 1851 von dem Theaterdichter Juin ein Lebensbild, welches den Titel: „Der Dorfschulmeister“ oder „Eiserne Grundsätze“ trug und zur Grundlage die Geschichte eines Landschulmeisters hatte, zugestellt. Zu diesem Stücke schrieb ich die Musik. Im Josefstädter Theater kam es zur Aufführung

und errang großen Beifall. Bei dieser Gelegenheit lernte ich den Meister Storch kennen, der an diesem Theater Kapellmeister war. „Machen mir schon die Schulgehilfen vom Lande Concurrenz“ meinte der heitere, gemüthliche Musensohn.

Die Eintönigkeit meines Lebens auf der weiten Ebene des Marchfeldes wurde nur durch Musik und Lectüre unterbrochen. Inzwischen erglühte mein Herz auch für eine Müllerstochter.

Dort drüben steht eine Mühle
Im stillen, einsamen Grund;
Es rauschen einsame Föhren
Ums enge Gehöfte rund.

Viel schöne Blumen blühen
Im feuchten, schattigen Grün;
Die schönste Blume von allen
Ist doch die Müllerin d'rin.

Die Räderwerke klappern,
Der Mühlbach braust wie toll;
Schön-Lise schafft und ordnet
Und macht die Speicher voll.
u. s. w.

Mein drittes Ideal aber machte es so, wie Heine sagt: „Die Andere gab einem Anderen die Hand“. Ein dicker Müller erhielt die Hand, ich das Herz. Das war mir aber nicht genug, und so verzichtete ich denn darauf, dass mir eine liebe Hand himmlische Rosen flechte ins irdische Leben.

Abschied von der Heimat.

Neun Jahre stand ich an der Seite meines greisen, geliebten Vaters und fand nur in der Erfüllung meiner Sohnespflicht Trost und Freude, alle Träume meiner Jünglingsjahre von Kunst und Lebensglück, alle Hoffnungen in meiner Brust begrabend.

Da trat ein Wendepunkt meines Schicksals ein.

Im März des Jahres 1852 entriss mir der unerbittliche Tod den geliebten Vater. Als ich bei seinem Krankenlager stand, das er nicht mehr lebend verlassen sollte, legte er seine Hand in die meine, drückte sie und sagte: „Ich muss sterben — ich

danke Dir — geht Dir noch gut!“ Es waren seine letzten Worte, dann schlossen sich seine Lippen für immer. Ewiger Friede umschließt ihn.....

Nun hieß es, sich um die Stelle des Vaters bewerben.

Der Patron, von meiner Denkweise und meinen Bestrebungen genau unterrichtet, schlug mir den Posten rundweg ab.

„Sie sind ein gefährlicher Mensch, verrichten keinen Messnerdienst, schreiben allerhand Zeitungsartikel, die von Anmaßung strotzen, klären die Bauern über Dinge auf, die sie nicht zu wissen brauchen. Der Bauer braucht nichts zu lesen als sein Evangelium und seinen Katechismus — alles übrige macht ihm Kopfweh!“

Alle Einwendungen blieben erfolglos. Selbst die Verwendung des k. k. Schulrathes M. A. Becker war vergeblich, weil ich nicht zu dem System passte.

Freilich wurden mir Anträge von einigen Gemeinden gemacht, die Schullehrerstelle bei ihnen zu übernehmen. In N. hätte ich jedoch die Schullehrerswitwe, welche gewiss zweimal majorenn war, in P. die Bürgermeisterstochter, welche als Mitgift 5 Kühe, 4 Ochsen, wie die „Täuberl“, 8 kugelrunde, feiste Schweine, 16 Joch Ackerland und „ein schönes Stückel Geld“ gehabt hätte, obendrein auch an Drallheit nichts zu wünschen übrig ließ, heiraten sollen. Zur allgemeinen Verwunderung schlug ich dieses glänzende Anerbieten aus. Weiterhin wurde mir von einem alten Schullehrer in R., welcher kinderlos und schulmüde war, sein Schuldienst zum Kaufe angeboten; allein die Summe war eine zu hohe, und mein Sinn stand nach — Wien.

Am Morgen meines Auszuges aus dem Schulhause wartete meiner eine Überraschung. Hausthor und Hausthüre waren von einstigen Schülerinnen mit Guirlanden und Kränzen geschmückt, Aufschriften, Abschiedsgrüße enthaltend, waren angebracht und der Weg zum Wagen mit Blumen bestreut. Männer und Frauen, Burschen und Mädchen drückten mir thränenden Auges die Hand und versicherten mich, dass ihre Segenswünsche mich begleiten. Noch ein Abschiedsgruß — und ich verließ meine Heimat für immer.

Die so lebhaft zutage getretene Anhänglichkeit der Gemeinde hatte ich nie geahnt, ich empfand sie erst beim Abschiede. Was war es, was mir die Zuneigung der Leute in so hohem Maße errang? Ich mischte mich doch nicht in Gemeindeangelegenheiten, schmeichelte niemandem, hielt mich fern von Gesellschaften im Wirtshause und in den Kellern! Ich glaube, die Leute waren eingedenk der von anderer Seite verpönten, gemeinverständlichen Vorträge, der liebreichen Behandlung der Jugend und der guten Unterrichtserfolge.

In Wien.

In Wien angelangt, begannen bittere Tage. Ohne Anstellung, ohne irgend einen anderen Verdienst bezog ich und meine unverheiratete Schwester ein Quartier in der Hetzgasse der Vorstadt Landstraße. Das kleine Erbe schmolz trotz aller Sparsamkeit und trotz aller Einschränkung immer mehr zusammen. Bald war ich aller Mittel entblößt, obschon ich nichts unversucht ließ, als Musiklehrer etwas zu verdienen, in welchem Bestreben mich meine Freunde Reinhart und Warmuth nach Kräften unterstützten.

In melancholisches Nachsinnen versunken, saß ich in meinem Zimmer. Da klopfte es. Der Briefträger trat ein mit zwei Briefen, der eine von Schulrath Becker, der andere von einem Freunde. Der erste enthielt die Weisung, mich behufs Antrittes einer Unterlehrerstelle vorzustellen, der zweite die Anfrage, ob ich geneigt wäre, die Kapellmeisterstelle am Karltheater zu übernehmen.

Ich athmete auf — zwei Stellen auf einmal! Unterlehrer mit 150 fl. jährlichem Gehalt — Kapellmeister mit 1600 fl. Jahresgage. Die Wahl war scheinbar nicht schwer, aber ein Kapellmeisterposten war doch etwas Unsicheres. Nach langem Kampfe entschied ich mich für den — Unterlehrerposten und verfügte mich, wie mir bedeutet worden war, zu dem Oberlehrer in der Ungargasse. Die Wiener hatten den Namen „Schullehrer" und „Gehilfe" bereits abgestreift und nannten sich Oberlehrer, Lehrer, Unterlehrer.

Als ich diesem unfeinen Manne die Karte des Schulrathes Becker wies, schnauzte er mich brüsk an und schrie mir mit zornbebender Stimme zu:

„Der Schulrath hat mit mir gar nichts zu schaffen, Herr bin ich! Ich nehme Sie jetzt justament nicht!“

„Und ich möchte unter Ihrer Leitung nicht wirken!“

Sprachs und gieng. Als ich meinem Protector meine misslungene Mission mitgetheilt hatte, brach er in ein eigenartiges Lachen aus, indem er äußerte: „Der Zopf ist nicht abzuschneiden. Gehen Sie zum Schuldistrictsaufseher Götz, der wird Ihnen einen Platz anweisen. Ich habe bereits mit ihm gesprochen!“

Ich wurde in die sogenannte „Apfelschule“ auf der Landstraße geschickt, in der ich 16 Jahre blieb. Der damalige Oberlehrer, ein sehr freundlicher und gebildeter Schulmann, nahm mich sehr gut auf und wir lebten eine Zeit lang in schönster Harmonie. Da kam die Prüfung, bei welcher der Schuldistrictsaufseher, ein Magistratsrath und der Oberlehrer die Commission bildeten. Der Magistratsrath sprach sich über die Erfolge meines Unterrichtes auf das Günstigste aus und beantragte beim Gemeinderathe eine Belobung für mich. Der hochwürdige Districtsaufseher war aber auch im Gemeinderathe; auch er sprach seine Zufriedenheit aus und lenkte die Sache so geschickt, dass nicht ich, der junge, erst ein Jahr an dieser Schule wirkende Lehrer, sondern der Oberlehrer, „der mich so gut leitete“, eine Belobung bekam.

Welche Willkür damals herrschte, beweist die Thatsache, dass ich eilf Monate hindurch meinen Gehalt nicht beziehen konnte, da mir der hochwürdige Herr das Anstellungsdecret vorenthielt, denn mein — Bart war bedenklich. Zu jener Zeit wurden bärtige Lehrer eben ans Messer geliefert. Endlich bekam auch der Bart sein Geld, als ich den Versuch unternahm, den Allgewaltigen — anzupumpen.

Ich kann es beschwören, dass ich mit meinem 150 fl. betragenden Gehalte nicht champagnisiert oder Trüffelpasteten ver-

speist habe. Um den Zins bestreiten zu können, nahm ich in Gemeinschaft mit Collegen eine Wohnung. Meine Freunde Stadler[1]) und Max Bobies waren viele Jahre hindurch meine Wohnungsgenossen. Um die übrigen Bedürfnisse decken zu können, musste ich zum Nebenverdienste greifen, was mir sehr sauer wurde. Täglich durchmaß ich die Vorstädte Roßau, Josefstadt und Wieden und kam erschöpft oft nach 9 Uhr abends nachhause. Die Muse erhob dann mein Gemüth und ließ mich mein Elend vergessen.

Im Jahre 1854 trat ich in den „Männergesangverein" ein, in dessen Concerte am 31. December mein Quartett „Vöglein im Walde" vor das Forum der Öffentlichkeit trat und einen entschiedenen und vollständigen Erfolg errang. Von diesem Tage an war ich in der musikalischen Welt Wiens bekannt. In der Künstlergesellschaft wurde ich mit Freuden aufgenommen und gewann dort die Freundschaft der gewiegten Künstler Staudigl, Erl, Ander, Mayerhofer u. a.

Der Musikalienhändler Haslinger lud 1855 die Componisten Wiens ein, für seine Novitätensoirée ein Lied zu componieren. Ich hielt mich auch schon für einen Componisten Wiens und sandte ein Lied anonym ein. Der unvergessliche, poesievollste Sänger, den ich je hörte, hatte das Beste unter den eingesendeten Liedern zu wählen und den in der Soirée anwesenden, kunstverständigen Gästen vorzutragen. Wie schlug mein Herz vor Freudigkeit, als ich bei den ersten Klängen — mein Lied erkannte! Wie es Ander sang? Hinreißend, rührend! Den Frauen glänzten Perlen in den Augen, und die Männer, darunter Clavierheros Franz Liszt, riefen: „Name des Componisten!" Ich saß unter den Gästen — ungekannt und regte mich nicht. Nach dem Ende der Soirée begab ich mich in das Künstlerzimmer und bat Haslinger, mich Ander als den Componisten des Liedes „Wenn sich zwei Herzen scheiden" vorzustellen. Ander und Liszt umarmten mich aufs herzlichste, und Haslinger nahm das Lied sogleich in Verlag;

[1]) Von Stadler stammt der Wahlspruch des Schubertbundes: „Dem Wissen treu, im Liede frei". Die Musik setzte hiezu Mairs Collega G. Ernst.

ja, ich bekam sogar ein Honorar! Das war eine meiner seligsten Stunden. Das Lied machte seinen Weg. Als Ander schon sehr leidend war, wollte er noch ein Lied singen. Lange suchte er unter den Noten; da stieß er auf „Wenn sich zwei Herzen scheiden" und sagte:

„Dies ist mein liebstes Lied, das singe ich!"

Es war sein letztes!

Noch hatte ich keinen Chor geschrieben. Ich versuchte mich auch in diesem Genre; der Versuch gelang. Am 15. März 1857 errang der Chor „Am See" einen durchschlagenden Erfolg. Der Weg auf musikalischem Gebiete war mir geebnet. Vielleicht wäre ich auf diesem glücklicher geworden . . .

Am 14. November 1857 kam unter Herbecks Direction meine Vocalmesse für Männerstimmen mit Begleitung von Streichbässen zur Aufführung; das kirchliche Tonwerk sprach allgemein an. Im nächsten Jahre (1858) wagte ich sogar ein Orchesterconcert, dessen Programm aus Nummern meiner Musik zur „Jungfrau von Orleans" bestand. Herr Gabillon sprach den von Bergamenter verfassten verbindenden Text, Frau Gabillon den melodramatischen Monolog und „Johanna's Tod". Die Partitur zu diesem Werke kam mir — mit Ausnahme der Ouverture — auf folgende Weise abhanden. Es kam eines Tages Theaterdirector Kletzinsky zu mir und bat, ich möchte ihm dieses Werk zur Aufführung am Triester Theater gegen Honorar überlassen. Über diesen Antrag erfreut, übergab ich ihm mein Werk. Nach einigen Wochen bekam ich ein gedrucktes Programm, auf dem meine „Jungfrau" angesetzt war. Sie kam jedoch nicht zur Aufführung, da die Jungfrau des Theaters an demselben Tage — eines Knäbleins genas. Der Director gieng sammt der „Jungfrau von Orleans" durch; ich sah sie und meine Partitur nicht wieder. Meine Messen wurden in mehreren Wiener Kirchen aufgeführt. So unter des P. Chimani Direction schon im Jahre 1842 bei den Serviten, dann später unter Hellmesbergers Leitung in der k. k. Hofburgkapelle, in der Augustinerkirche wiederholt vom Schubertbund, und unter Gottfr. Preyer im St. Stefansdom.

Hellmesberger brachte auch im Jahre 1859 ein Streichquartett von mir bei seinen Kammermusikconcerten zur Aufführung.

Die Verhältnisse und Zustände in der Schule wurden immer unleidlicher. In der Lehrerschaft grassierte ein förmlicher Kastengeist. Die Lehrer der einen Schule sahen die Collegen einer anderen mit feindlichen Augen an und betrachteten sich geradezu als Gegner, namentlich schienen den Knabenlehrern die Mädchenlehrer nicht ebenbürtig. Dieser Gegensatz hatte einen wirtschaftlichen Untergrund, denn die Lehrer der Knabenschulen hatten einträgliche „Nachstunden“, während die Lehrer an Mädchenschulen einen solchen Nebenverdienst nicht hatten. Es gab keinen Gemeinsinn, wohl aber gemeinen Sinn.

Von der Überzeugung geleitet, dass unserem elenden Zustande nur durch ein Vorgehen in geschlossener Phalanx ein Ende gemacht werden könne, fasste ich den Entschluss, eine Petition der Wiener Lehrerschaft um Aufbesserung und Regelung ihres zu den herrschenden Lebensmittelpreisen in keinem Verhältnisse stehenden Einkommens an die Schulbehörde zu leiten. Ich gieng an die Arbeit. Als ich fertig war, fragte ich mich: „Wohin soll ich mich wenden?“ Der Gemeinderath gibt das Geld, der Schuldistrictsaufseher beaufsichtigt uns, das Consistorium stellt uns an. Es schien mir am natürlichsten, die Petition an den Geldgeber zu richten.

Fehlgeschossen!

Das Schriftstück wurde, nachdem es ein halbes Jahr in irgend einem Fascikel der Ruhe gepflogen hatte, mit dem Bemerken abgewiesen, dass der Gemeinderath in der Sache nicht competent sei.

Also an das Consistorium! — Dasselbe Schicksal.

Was nun?

An die Schuldistrictsaufseher!

Ich lief sie alle ab, und alle richteten an mich die Frage, wer mir ein Mandat zu diesem Schritte gegeben.

„Die Noth der Lehrerschaft!“ antwortete ich.

„Die Lehrerschaft? Wissen Sie nicht, dass die Lehrerschaft keine Körperschaft ist und daher kein Petitionsrecht hat?“

Ich ließ michs nicht verdrießen und gieng nun zum letzten, zum Canonicus Zehner. Dieser nahm endlich, nachdem ich ihm einen Empfehlungsbrief seines intimen Freundes eingehändigt hatte, die Bittschrift an. Der brave, würdige Priester hat Wort gehalten. Das Gesuch wurde im befürwortenden Sinne an das Consistorium und von diesem an den Gemeinderath geleitet. Die gerechte Bitte hatte Erfolg. Die Gehalte wurden etwas erhöht, die Bitte um Quartiergeld jedoch abgelehnt.

Gründung des Lehrervereines „Die Volksschule“.

Der Lehrstand war in dieser Zeit vogelfrei. Er gehörte niemandem an, wenn es galt, ihn zu schützen; wenn es aber zu befehlen gab, da waren der Herren gar viele. Der Lehrer musste, um bei seinem geringen Gehalte eine kümmerliche Existenz zu fristen, zum Nebenverdienste greifen, der seine besten Kräfte absorbierte, von der Schularbeit ablenkte und ihn geistig und körperlich frühzeitig altern ließ. Dazu kamen in der Concordatszeit noch die geistlichen Exercitien, zu welchen die Lehrer commandiert wurden. Dieselben bestanden in der Anhörung von Exhorten und Messen. Wer sich diesem Zwange entzog, kam in hohe Ungnade. Es gab jedoch schon Collegen, und ihre Zahl mehrte sich von Jahr zu Jahr, welche Muth genug hatten, dieses Unglück zu ertragen.

Solchen Zuständen musste ein Ende gemacht werden. Wer sollte das thun?

Ein ganz merkwürdiger Zufall gab Veranlassung zu einer Bewegung in der Wiener Lehrerschaft, welche eine große Tragweite annahm. Es erschien nämlich eines Tages eine anonyme Einladung zu einer Versammlung der Wiener Lehrer in Drehers Localitäten auf der Landstraße.

Ich war begierig zu erfahren, was im Werke sei, und schlenderte zur Zusammenkunft. Der große Saal war vollständig gefüllt. Niemand sprach, man schien jemanden zu erwarten. Als ich eintrat, riefen alle, wie aus einem Munde:

„Jetzt ist er da!“

Nicht wissend, dass ich gemeint sei, sah ich mich nach diesem „Er" vergeblich um. Man hob mich auf einen Stuhl und forderte mich auf zu sprechen. Ich folgte der Aufforderung und richtete vorerst vorsichtshalber die Frage an die Versammelten, ob die Polizei von dieser Zusammenkunft verständigt sei.

Es erfolgte keine Antwort, der geheimnisvolle Einberufer, dessen Name übrigens späterhin bekannt wurde, rührte sich nicht.

Auf meine Aufforderung, eine von der Polizei genehmigte Versammlung behufs einer Besprechung der Lehrerverhältnisse zu veranstalten, erscholl der Ruf:

„Wir wollen einen Verein! Unser Los ist ein schmachvolles!"

In kurzer Frist folgte eine zweite Versammlung, in welcher ich an die Spitze eines Comités gestellt wurde, das die Aufgabe erhielt, Statuten zu einem Lehrervereine zu entwerfen. College Franz Karl, ein talentvoller Mann, unterzog sich dieser Arbeit. Ein Stübchen in Morellis Gartenhäuschen ist die Geburtsstätte der Satzungen des Vereines „Volksschule".

In einer Versammlung bei den „Drei Engeln" auf der Wieden wurden dieselben unter Protest des einstigen Lieblings und Führers der Wiener Lehrer, Jakob Spitzer, der vollständig seine Gesinnung geändert hatte und ins reactionäre Lager hinübergeschwenkt war, angenommen und sammt einem Motivenberichte bei der Behörde eingereicht.

Ein freierer Luftzug fieng nach der Schlacht von Solferino zu wehen an. Die Exhorten und die zwangsweisen Beichten hörten auf, die Geister erwachten aus ihrer Lethargie und begannen sich zu regen. Auch die Lehrer begannen sich als eine zusammengehörige Körperschaft zu fühlen und sich als Vollbürger zu betrachten, denen man nicht bloß Pflichten aufjochen, sondern auch Rechte einräumen müsse.

Um die aufflackernde Begeisterung für die Erwirkung eines Lehrervereines nicht verflüchtigen zu lassen. veranstaltete ich von Zeit zu Zeit Zusammenkünfte bei den „drei Engeln", in welchen Musik, Declamationen und allerlei Vorträge den Unterhaltungsstoff bildeten.

Um darzuthun, dass die Beschuldigungen unserer Gegner, als hätten wir „irreligiöse“ und „staatsgefährliche“ Ziele im Auge, hinfällig seien, vereinte ich die sangeskundigen Lehrer und studierte mit ihnen eine Vocalmesse („Hier liegt vor Deiner Majestät“), für Männerchor arrangiert, ein und brachte sie am Namenstage Ihrer Majestät der Kaiserin in der Augustinerkirche zur Aufführung. Die musikalische Leistungsfähigkeit der Lehrer documentierte sich auf das Glänzendste; die Lehrer bildeten einen imposanten Chor von 250 Sängern!

Schon damals fasste ich den Entschluss, dem künftigen Vereine eine Gesangsabtheilung beizugesellen.

Mit Sehnsucht harrten wir der Bewilligung des Vereines. Wir urgierten die Erledigung fleißig, aber stets wurden wir auf einen Privatlehrerverein, der nur vegetierte, verwiesen. Die Versuche, die Mitglieder dieses Privatlehrervereines zu uns herüberzuziehen, scheiterten an der wohlbegründeten Furcht, dass die Hebung der öffentlichen Schulen den Niedergang der Privatschulen bedeute.

Wie viele Gänge bei den verschiedensten Personen und Ämtern wurden gemacht — alles nutzlos. Schon waren drei volle Jahre seit der Einreichung der Satzungen verflossen; zuguterletzt konnte man das Gesuch nirgends mehr finden, es war verschwunden!

Da fasste ich den Entschluss, zu dem Präsidenten des damals bestehenden Unterrichtsrathes zu gehen und ihm unsere Leidensgeschichte vorzutragen. Der Herr nahm uns — Director Köhler begleitete mich — sehr freundlich auf und staunte höchlichst, dass man einem so nützlichen und unbedingt nothwendigen Streben Hindernisse in den Weg lege.

„Von wem sollen wir denn erfahren, was der Schule frommt, was den Lehrern noththut, wenn nicht durch die Lehrer selbst!“ rief der feuergeistige Mann aus.

„Hier haben Sie meine Hand, ich fahre sogleich zu Seiner Excellenz, und in drei Tagen werden Sie den Verein haben!“

Er hielt Wort.

Es war niemand Geringerer als der nachmalige Unterrichtsminister und Schöpfer unseres Schulgesetzes — Hasner. Welches Gewicht das Wort des erleuchteten Mannes beim Minister hatte, beweist die Thatsache, dass nach drei Tagen wirklich die Bewilligung zur Gründung des Vereines in meine Hände gelangte.

Unbeschreiblicher Jubel ergriff die Wiener Lehrer, als ich im Prüfungssaale bei St. Anna die Bewilligung des Vereines „Die Volksschule" verkündete. Eine Errungenschaft in den finsteren Zeiten des Concordates! Wer bei dieser Eröffnung dabei war, wird diesen hochfreudigen Moment in lebendiger Erinnerung behalten haben.

„Die Welt wird wieder jung, und der Mensch hofft immer Verbesserung", so klang es in meiner Brust. Es war dies einer der bedeutendsten Tage in meinem Leben; der höchste Lohn war mir beschieden — das Bewusstsein, in schweren, trauervollen Zeiten dem mächtigen Rückschritte die schneidendste Waffe abgerungen zu haben!

Der Verein constituierte sich und wählte den greisen Director Köhler zum ersten Präsidenten; für mich war schon die Direction des Sängerchores bestimmt. Die Lehrer hatten nun das Wort und wurden auch gehört.

In diese Zeit fällt auch der Beschluss des Gemeinderathes, drei Wiener Lehrer zur deutschen Lehrerversammlung nach Gera zu entsenden und sie zu diesem Behufe mit 200 fl. zu subventionieren. Die Wahl fiel auf Köhler, Paullal und mich. Wir waren die ersten Österreicher, die bei einer deutschen Lehrerversammlung erschienen, überhaupt die ersten, welche auf Kosten einer Commune delegiert wurden. Wir wurden mit beispiellosem Jubel aufgenommen. Jeder wollte die österreichischen Lehrer sehen, welche sie sich im langen, schwarzen Rocke, den Rosenkranz in der Hand, dachten; sie waren erstaunt, dass Katholiken mitten unter Protestanten weilen wollten. Man hatte eben ganz falsche Begriffe von uns Österreichern. Weil wir Turnerhüte mit grünen Bändern trugen, glaubten viele deutsche Collegen, uns, gleich den Tirolern, mit dem brüderlichen „Du" ansprechen zu müssen.

Wir wohnten in Gemeinschaft mit dem Redacteur des Blattes „Volksschule", Josef Vogel, beim Bankgouverneur von Gera, der uns so gastlich aufnahm, dass wir fast in Verlegenheit geriethen. An einem Festtage gab der liebenswürdige Gouverneur uns zu Ehren eine reichbesetzte Tafel. Die Gesellschaft, aus den Vornehmen der Stadt bestehend, fand unseren Freund Vogel dem großen Schiller aufs Haar ähnlich; sie meinten, er müsse ein Dichter sein. Trotz alles Sträubens und Betheuerns, er habe keine poetische Ader, wurde er und ich in einem Nebenzimmer interniert, um den Pegasus zu reiten; Vogel sollte dichten, und ich das Gedicht sogleich in Musik setzen. Pegasus war aber ein sehr bockbeiniges Thier, schlug um sich und warf seine Reiter ab. Das Opus wurde alsbald verdientermaßen in den Strom Lethe versenkt.

Wir besuchten die Schulen in Gera, Weimar und anderen deutschen Städten. In Gotha studierte ich das Seminar, um darüber Bericht zu erstatten.

In der Vogl'schen Bürgerschule zu Leipzig lernte ich den tüchtigen Pädagogen Vogl, den Vater des berühmten Afrikareisenden Dr. Vogl, kennen. In dessen Schule fand ich einen Lehrer, welcher in der Elementarclasse eine Lesemethode anwendete, die mir ganz neu war. Dieser Mann war 22 Jahre in derselben Classe und ein wahrer Meister in der Behandlung seiner Methode — es war dies die analytisch-synthetische Lesemethode. Ich hörte ihm sehr häufig zu und trug, heimgekehrt, das Wesen derselben in einer großen Versammlung von Wiener Lehrern im Beisein des Schulrathes M. A. Becker und anderer schulbehördlicher Personen vor.

„Recht schön! Aber wo sind die intelligenten Lehrer dafür?" meinte Becker.

„Dann muss man ihnen Gelegenheit bieten, sich Intelligenz zu erwerben!" antwortete ich.

Lange blieb die Normalwörtermethode in Wien unbeachtet, bis sie im Jahre 1870 von mehreren Wiener Lehrern eingeführt wurde.

Das Jahr 1866 brachte nicht nur dem Reiche und der Schule, sondern auch mir, dem Einzelnen verschiedene Geschicke. Nach dem Kriege hieß es: „Der preußische Schulmeister hat gesiegt, für den österreichischen muss etwas geschehen!“

Und es geschah auch etwas.

Wir hätten gewiss kein so schönes Schulgesetz bekommen, wenn man nicht überzeugt gewesen wäre, dass Bildung stark mache. Man fasste auch den Priester des Tempels der Bildung, den Lehrer, ins Auge und verbesserte seine Lage.

Während des Kriegsrummels starben meine Schwester und mein Schwager innerhalb einer Woche an der Cholera. Ihr einziges zehnjähriges Töchterlein[1]) nahm ich zu mir und erzog es. Die schreckliche Krankheit hatte mir auch mein letztes Ideal entrissen, das seit 1865 meine Seele erfüllte. Schon war die Zeit der ehelichen Verbindung festgesetzt, da entführte die Unholdin „Cholera“ mir das theuere Wesen — — Von so entschiedenem Missgeschicke verfolgt, dachte ich an das alte Volkslied:

„Lass ab von der Liebe,
sie ist dir nicht gesund!“

und beschloss ledig zu bleiben für und für.

Die Aera der Neuschule.

In der sogenannten „Apfelschule“ war ich bereits fünf Jahre Provisor. Als der Oberlehrer starb, setzte das Consistorium den ältesten Lehrer des Bezirkes als Oberlehrer ein. Ich musste wandern, denn ich hatte erst 13 Dienstjahre in Wien.

Nun gieng aber das Besetzungsrecht der Oberlehrerstellen auf die Commune über. Bei der ersten Ausübung dieses Rechtes kam ich daran und erhielt die Oberlehrerstelle auf der Himbergerstraße mit dem Gehalte von 600 fl., wurde aber nach etwa sechs Wochen an die mittlerweile erledigte Schulleiterstelle an der sogenannten Kreuzerschule in der Ungargasse versetzt. Von hier

---

[1]) Nachmalige kgl. ung. Honved-Majors-Gattin, Frau Brigitta Jehring, in deren Landhause bei Pressburg Franz Mair häufig die Ferien zubrachte.

übersiedelte ich an die neuerbaute Schule in der Rochusgasse, welche später zur Bürgerschule erhoben wurde.

Eines Tages, ich unterrichtete eben in der dritten Classe, trat ein mir unbekannter Herr ein, der sich mir als Dr. Dittes vorstellte, und ersuchte mich, zuhören zu dürfen. Ich kannte Dittes wohl dem Namen, nicht aber der Person nach. Bei seinem Scheiden theilte er mir mit, dass er die Überzeugung gewonnen habe, dass die österreichischen Lehrer besser seien als ihr Ruf.

Im Jahre 1869 wurde der deutsche allgemeine Lehrertag in Berlin abgehalten, wozu ich abermals die Ehre hatte, auf Vorschlag der Wiener Lehrer vom Gemeinderathe delegiert zu werden. Dem Wunsche vieler Lehrer Rechnung tragend, erkundigte ich mich im Vereine mit den zwei anderen Delegierten bei den maßgebenden Persönlichkeiten des Gemeinderathes, wie dieser sich zu einer Abhaltung des nächsten deutschen Lehrertages in Wien verhalten würde, und ob die Wiener Lehrer im Zustimmungsfalle auf eine werkthätige Unterstützung zu rechnen in der Lage wären. Das Resultat der eingeholten Erkundigungen war ein sehr erfreuliches. Meine Collegen, G. Ernst und Steiner, übertrugen mir in Berlin die Aufgabe, die deutsche Lehrerversammlung nach Wien zu laden.

Einige Minuten vor meiner Ansprache meldete uns ein Telegramm aus Wien: „Schulgesetz sanctioniert!“

Wie ein electrischer Funke belebte uns Drei diese Nachricht, Freude und Stolz durchwogte unsere Brust. In meiner Rede gab ich diesen Gefühlen Ausdruck, so dass es gelang, die Flamme der Begeisterung für Österreich, welches nun das schönste Schulgesetz der Welt besaß, zu entzünden.

„Ja, auf dem Papiere habt ihr ein schönes Schulgesetz!“ rief einer aus der Menge.

„Immerhin besser, als die Mühler'schen Regulative in der Ausführung!“ antwortete ich schnell.

Dröhnende Beifallsrufe eines viertausendköpfigen Publicums und die Rufe: „Nach Wien“ machten die Wände zittern. Dieser

Moment ist einer von jenen, die sich dem Gedächtnisse unauslöschbar einprägen.

Als wir auf unserer Rückreise in Prag ankamen, wurden wir von den Prager deutschen Collegen aufs wärmste begrüßt. Mir theilten sie mit, dass ich während meiner Anwesenheit in Berlin zum k. k. Bezirksschulinspector ernannt worden sei; ich glaubte erst daran, als ich diese Ernennung Schwarz auf Weiß in Händen hatte.[1])

Der deutsche Lehrertag fand thatsächlich 1870 in Wien statt und ließ mächtige Eindrücke zurück. Vor Beginn der Verhandlungen[2]) im Musikvereinssaale sang der Lehrer-Sängerchor „Schubertbund" von der Galerie herab Schuberts Psalm: „Gott ist mein Hirt" mit Harfen- und Harmoniumbegleitung und brachte mit dem vollendeten Vortrage dieses Psalmes eine hehre Stimmung hervor.

„So wunderbaren Gesang hörten wir noch nicht", versicherten die deutschen Collegen. Den Schluss des Tages bildete meine „Pestalozzi-Hymne", ebenfalls vom „Schubertbund" vorgetragen.

Nach dem Lehrertage gieng ich im Vereine mit mehreren Schulmännern an die Zusammenstellung von Lesebüchern für achtclassige Volks- und Bürgerschulen.[3]) Wer etwas schafft und der Öffentlichkeit übergibt, muss sich das Urtheil derselben gefallen lassen, und jeder Vernünftige ist auch dankbar für einen gerechten Tadel. Wenn aber kalter Hohn und blasser Neid aus jeder Zeile hervorquellen, so wird wohl nur Erbitterung die

[1]) Diesen Posten bekleidete Mair bis zum Jahre 1874, und sein Wirken steht bei der Lehrerschaft des vierten und zehnten Bezirkes in bestem Andenken. Er wurde auch von den Lehrern Wiens durch fast zwanzig Jahre hindurch als Vertreter derselben in den Bezirksschulrath gewählt.

[2]) Vorsitzender dieses Lehrertages war der Vorstand des Schubertbundes, Franz Bobies.

[3]) Außer den Lese- und Liederbüchern hat Franz Mair auch einen Leitfaden der Literaturgeschichte, eine Mythologie, eine Fibel nach der analytisch synetischen Methode und Winke zum Gebrauche dieser Methode herausgegeben; außerdem war er auch lange Zeit hindurch Mitarbeiter des pädagogischen Blattes „Die Volksschule".

Folge davon sein können. Ich benütze die Urtheile, welche nichts weniger als in collegialem, wohlwollenden Tone gehalten waren, zur Verbesserung im Lesebuche vorkommender Verstöße, die in der nächsten Auflage beseitigt wurden. Um aber vor den kleinlichen Nergeleien Ruhe zu bekommen, unternahmen auch ich und meine Mitarbeiter kritische Spaziergänge in den anderen Lesebüchern, deren damals viele emporschossen. Die Ausbeute war überreich. Als bekannt wurde, dass ich diese gefundenen, vernichtenden Giftlein der Öffentlichkeit zu übergeben gesonnen sei, hörten die hämischen Angriffe sofort auf.

Die Gründung des „Schubertbundes“.

Aus der Schilderung der Zustände, die Franz Mair bei der Anstellung in seinem Geburtsorte Weikendorf vorfand, erfahren wir, wie er sich zur Aufführung einer besseren Kirchenmusik aus den geeigneten jungen Leuten des Dorfes einen Sänger- und Musikchor schuf.

In seinen Erinnerungen aus dem Jahre 1848 erzählt er ferner: „In der Zeitung las ich auch vom Wiener Männergesangverein, den ich im Jahre 1843 zum erstenmale in Hainbach hörte, bei welcher Gelegenheit auch Kaiser Ferdinand mitten unter den Sängern herumgieng und sich gemüthlich mit ihnen unterhielt. Die Aufführung des Vereines machte auf mich einen so mächtigen Eindruck, dass ich, in der Heimat angekommen, beschloss, alles, was Stimme hatte, zu vereinigen und einen Gesangverein zu bilden. Es gelang auch, da in den Ämtern zu Matzen Schönkirchen, Weikendorf und anderen Orten so mancher stimmbegabte Beamte und Lehrer war, der sich bereitwillig der Sache anschloss. Wir gaben der statutenlosen Vereinigung den Namen „Liederfreunde“. Im Jahre 1848 zerstoben die Liederfreunde in alle Winde.“

Als sich Franz Mair bleibend in Wien niedergelassen hatte, trat er denn auch bald dem Wiener Männergesangverein bei und erzielte, dort so wie im „Hesperus“, in der „Grünen

Insel" [1]) und anderen Kunstkreisen mit seinen Compositionen erfreuliche Erfolge. Unter Stegmayr war er auch Vice-Chormeister in der Wiener Singakademie, und aus dieser Zeit stammen mehrere seiner gemischten Chöre. Ja nach dem Abgange des Chormeisters H. Schläger nach Salzburg wurde Franz Mair vom Wiener Männergesangverein zum zweiten Dirigenten gewählt. „So kam ich", schreibt Mair, „an die Seite J. Herbecks. Wir wurden aber einander bald höchst unbequem, da ich mich nicht unterordnen und Herbeck allein Chormeister sein wollte. Aus Anlass der Zurüstungen zu einer Sängerfahrt des Vereines nach London kam es zum Bruche. Der Reiseausschuss wollte, dass Herbeck allein den Verein nach London führe. Daraufhin trat ich zurück und verließ den Verein." [2]) In seinem Thatendrange wollte er sich nun aus eigenster Kraft einen größeren Chorkörper schaffen und gründete den Turner Sängerchor, welchen er durch einige Zeit hindurch leitete. Daneben versuchte er sich auch in der Composition zweier Opern und mehrerer komischer Operetten, wie „Der Haifisch", „Der Unhold", „Turnersprung" und „Nabuzi-Koatl", welch' letztere im Karltheater zehnmal aufgeführt wurde.

---

[1]) In der Künstlergesellschaft „Grüne Insel", wo Franz Mair den Namen „Kuno" führte, machte er durch seine Compositionen schnelles Avancement. Durch ein Lied wurde er „Trossbube", durch ein für Olschbaur geschriebenes „Knappe" und durch ein vom Opernsänger Mayrhofer gesungenes „Ritter". Infolge eines Kehlkopfleidens musste er jedoch später von dieser Gesellschaft ferne bleiben. Durch die Aufführungen im „Hesperus" wurden insbesonders zwei seiner Lieder „O stille dies Verlangen" (dem Hofopernsänger Erl gewidmet) und „Ich bin bei Dir" (Herrn v. Olschbaur zugeeignet) rasch bekannt. Ander sang auch hier und später in London das ihm so sehr zusagende „Wenn sich zwei Herzen scheiden". Von Staudigl wurde das Lied „Gruß an das Meer" mit Vorliebe und großem Erfolg gesungen.

[2]) Über das Verhältnis der beiden Künstler zu einander berichtet die Jubiläumschronik des Wiener Männergesangvereines: Hatte Mair während seiner kurzen Chormeister-Wirksamkeit einen schweren Stand neben Herbecks eminentem Directionstalente, so wurde doch die künstlerische Bedeutung Mairs als productiver Componist und gediegener Musiker jederzeit anerkannt. — Es gelangten im Vereine im Laufe der Zeit bei 24 Aufführungen 17 Chöre von Fr. Mair zum Vortrag.

„Ein Abenteuer“ [1]) ward für das Treumann-Theater componiert, und der „Liebesring“ erhielt in Mannheim den zweiten Preis. „Doch bald“, sagt er, „widerte mich die leichtgeschürzte Modekunst der leichten Sinnesreizungen gründlich an, und ich suchte mit neuem Eifer ein ernstes musikalisches Arbeitsgebiet. Dies wurde mir besonders dadurch erleichtert, als gerade damals in dem neugegründeten Lehrerverein „Die Volksschule“ der Gedanke wieder rege wurde, aus den sangeskundigen und stimmbegabten Mitgliedern eine besondere Gesangssection zu bilden, welche den deutschen Männergesang pflegen sollte. Man hatte ein Auge auf mich geworfen und meinte, dass ich der rechte Mann sei, diesen lang gehegten Wunsch der Lehrerschaft zu verwirklichen.“

„So scharten sich denn am 14. November 1863 in Schreindorfers Gasthaus „zur neuen Welt“ am Kärntnerring sechsundachtzig singlustige Lehrer um mich und sangen unter meiner Leitung „Die Nacht“ von Franz Schubert und „Das deutsche Lied“ von Kalliwoda. Hiermit war der neue Bund eingeweiht, welcher eingedenk dessen, dass Franz Schubert einer Lehrerfamilie entsprossen und selbst im Lehramte thätig war, den Namen Lehrer-Sängerchor Schubertbund annahm, um so das Andenken an den Meister des Liedes immerdar zu ehren.“

„In dieser Versammlung wurde auch der erste Sangrath des Schubertbundes gewählt und zugleich beschlossen, dem kurz vorher gegründeten niederösterreichischen Sängerbunde beizutreten. Freudige Erregung erfüllte alle Theilnehmer; denn nun standen die Wiener Lehrer, von denen eine beträchtliche Anzahl zu den besten Mitgliedern der damaligen, noch nicht zahlreichen Gesangvereine gehörte, im festen Bunde geeinigt zusammen, als ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigter Männergesangverein.“ Die Versammlung nahm denn auch Anlass, ehe man sich trennte, ihrem Chormeister, sowie einem gedeihlichen Bestande des Vereines begeisterte Hochrufe auszubringen.

---

[1]) Diese Operette und auch „Nabuzi“ sind bei dem Brande des Theaters zugrunde gegangen.

Neben Franz Mair wirkte im Schubertbund seit der Gründung desselben ununterbrochen durch 32 Jahre zuerst als Vice-Chormeister und vom Jahre 1869 an als Chormeister mit gleichen Rechten und Pflichten der Componist Ernst Schmid.

„Wie man meinen Austritt aus dem Wiener Männergesangverein, die bald darnach erfolgte Gründung des Schubertbundes, sein rasches Wachsen, sowie das erfolgreiche Auftreten des von mir geleiteten neuen Vereines in jenen Kreisen auffasste, welche bisher ohne jede Concurrenz auf musikalischem Gebiete die Alleinherrschaft ausgeübt hatten, leuchtet u. a. aus dem Berichte der „Neuen Freien Presse“ hervor, der über das erste n.-ö. Sängerbundesfest 1864 erschien, bei welchem der junge Schubertbund sich auch mit einem Einzelchore betheiligte. 21 Einzelvorträge waren angemeldet, um deren Reihenfolge gelost wurde. Den Schubertbund traf Los Nr. 21, er sollte also der letzte vortragende Verein sein und nach seinem Chore sollte zum Beschluss des Festes das „Deutsche Lied“ folgen.

Die Sänger waren über diese unglückliche Auslosung betrübt, und es wurden Stimmen laut, welche zur Zurückziehung der angemeldeten Solonummer riethen, da nach einer solchen Flut von Chören auf eine Theilnahme des Publicums nicht zu hoffen sei. In diesem kritischen Augenblicke verzichtete der Korneuburger M.-G.-V. zugunsten des Schubertbundes auf seinen Einzelvortrag, und so trat dieser als 15. in die Reihe der Wettkämpfer. Der Wiener Männergesangverein erzielte unter Herbecks Leitung mit dem „Gondelfahrer“ von Schubert einen außerordentlichen Erfolg. Nach langem, bangem Harren kam endlich die Reihe an den Schubertbund. Die Zeit war vorgerückt. Im Saale dunkelte es bereits, als die Sänger die Tribüne betraten. Das Publicum erwartete mit Spannung den Vortrag des jüngsten Vereines, der den Namen des Meisters Schubert trug. Da erklärten die Hornisten plötzlich, dass sie wegen Ermüdung nicht mitwirken könnten. Der „Nachtgesang“ wurde also mit Clavierbegleitung angestimmt.

Nachdem die erste Erregung geschwunden war, da wuchsen die Töne und bauten sich immer voller und voller auf und bei der Stelle: „Drum auf! und weckt mit Hörnergetön“ erbrauste ein Fortissimo durch den Saal, das eine dröhnende Beifallssalve weckte, welche sich am Schlusse des Vortrages wiederholte. Ein glänzender Sieg war errungen, und der „Schubertbund“ war nun in aller Munde. In dem eben erwähnten Berichte hierüber hieß es: „Bei aller Meisterschaft der Execution fand der Wiener Männergesangverein diesmal einen gefährlichen Rivalen an dem Wiener Schubertbunde, welcher durch den mustergiltigen Vortrag von Franz Schuberts „Nachtgesang im Walde“ einen ganz außerordentlichen Erfolg hatte.“

„Obwohl die Gründung des Schubertbundes in einem Gasthause erfolgt war, so war es doch von allem Anfang an mein Streben, die Vereinsthätigkeit, insbesonders die Proben, vom Wirtshausleben loszulösen, um sich mit allem Ernst, unbeirrt von störenden Nebendingen, ganz dem Studium der Chöre widmen zu können. Die k. k. Unterrichtsverwaltung räumte dem Vereine zuerst den großen Physiksaal in der Technik zur Abhaltung der Proben ein, und als dieser für Studienzwecke von der Anstalt selbst benöthigt wurde, einen Hörsaal im k. k. Akademischen Gymnasium, woselbst ich auch die letzten Proben im Schubertbund zu dem am 22. März 1891 aufgeführten „Beduinen“ leitete.“

Aus derselben hehren Auffassung der Kunst und im besonderen des deutschen Männergesanges gieng auch die von erfreulichen Erfolgen gekrönte Bemühung Mairs hervor, dass der Schubertbund schon sein erstes Concert am 5. März 1865 im Redoutensaale der k. k. Hofburg abhalten konnte.

In diesen ehrwürdigen, prächtigen Räumen fanden auch die folgenden Concerte des Vereines bis zum Jahre 1870 statt. „Hier, erzählt Mair, wurde auch meine Cantate „Die Auswanderer“ am 4. März 1866 trotz mannigfacher Schwierigkeiten mit großem Erfolge aufgeführt. Der Bassist, welcher die Partie des Großvaters singen sollte, sagte ab, und es musste seine Arie in die einer

Großmutter für eine Altstimme transponiert werden.[1]) Die „Auswanderer" machten bald ihren Weg und wurden kurz darauf in Laibach, Pilsen, Troppau, Buffalo, Newyork, St. Louis und Chicago und vom Schubertbund ein zweitesmal aufgeführt."

Anlässlich der Aufführung dieser Cantate für gemischten Chor, Soli und Orchester im k. k. Redoutensaale erschien im „Wanderer" ein ausführlicher, fachmännischer Bericht, dem wir Nachstehendes über Mairs Schaffen entlehnen wollen: „. . . Mair hat mit seinen „Auswanderern" (Dichtung von Hermann Rollett) nicht nur einen sehr anständigen äußeren Erfolg errungen, sondern auch den Beweis geliefert, dass die Intensität seines Talentes auch an eine größere Aufgabe hinanzureichen vermöge. Seine Instrumentation bietet so manche glänzende Effecte, die in seiner Tonmalerei mit frischen lebhaften Farben zum Ausdruck gelangen. So ist z. B. die Morgendämmerung mit der Steigerung instrumentaler Entwickelung ein sehr wirksam ausgeführtes Tongemälde. Ein weiterer Vorzug dieses Werkes beruht auf dem melodischen Elemente, das demselben innewohnt . . . . Was die eigentliche Mache anbelangt, so gibt dieselbe Zeugnis von fleißigen Studien . . . . seine Harmonisierung ist klar und durchsichtig, sie lässt die geübte Hand und den feinen Geschmack erkennen . . . . Mairs Musik durchweht ein ihr eigenthümlicher, persönlicher Charakterzug und es haftet ihr eine gewisse Classicität und ein vornehmer Ausdruck des Stiles an. Sie setzt auch zumeist eine bedeutende Kunstfertigkeit des Vortragenden voraus.

„Später bot uns, berichtet Mair, der neuerbaute große Musikvereinssaal ein neues Heim für unsere Productionen. Der Schubertbund war der erste Männergesangverein, welcher in diesem vorzüglich akustischen Saale am 6. März 1870 sein Concert gab und ihm nach dieser Richtung hin gewissermaßen die Weihe ertheilte. Bei der Generalprobe zu diesem Concerte stürzte die

[1]) Am Vorabende dieser Aufführung schwebte Mair in Lebensgefahr. Ein in seinem Wohnhause ausgebrochenes Schornsteinfeuer erfüllte sein Zimmer mit dichtem Qualm. Halb ohnmächtig schleppte er sich zum Fenster, welches er öffnete. Die kalte, frische Luft brachte ihn wieder zur vollen Besinnung.

Sängertribüne unter der ungewohnten Last der Sänger und eines Damenchores mit angsterregendem Krachen zusammen, und nur einem günstigen Zufalle war es zu danken, dass sich dabei kein Unfall ereignete. Chormeister Ernst Schmid, welcher am Claviere saß, schwebte in Lebensgefahr."

Bei aller Meisterschaft des Könnens und dem Bewusstsein seines inneren Wertes zeichnete Mair doch ein hoher Grad von Bescheidenheit aus. Dies offenbarte er außer bei anderen Gelegenheiten in besonders reizender Weise bei einem „Familienfeste", das ihm und dem Vorstande Franz Bobies zu Ehren nach diesem erwähnten Concerte von den Vereinsmitgliedern veranstaltet worden war. Als ihm unter begeisterter Ansprache ein Lorbeerkranz überreicht wurde, nahm er das Wort und erwiderte — wie er sich denn in den ersten Jahren des Schubertbundes überhaupt auch als gewandter und feuriger Redner wiederholt hervorthat — in humorvoller Rede und schloss: „Betrachte ich das Geschenk, so verbietet es mir mein Sinn, dasselbe ganz anzunehmen. Der Lorbeer gebürt nur der Unsterblichkeit, und über diese richtet die Nachwelt. Ich bin aber im Besitze eines Hauptes, dessen Stirne dieser Lorbeer umkränzen soll: es ist das unseres großen Liederfürsten Franz Schubert. Gold und Band werde ich bewahren als immerwährendes Andenken, so lange ich lebe — der Kranz ziere sein Haupt!"

Wie aus dem, diesen Gedenkblättern beigegebenen Verzeichnisse zu ersehen ist, war F. Mair auf allen Gebieten der Musik thätig, welche mit dem Gesange in Verbindung stehen. Aber er war kein Vielschreiber und kein Massenproducent um des Erwerbes willen, sondern er componierte nur, wenn ihn ein äußerer Anlass dazu bewog oder ein Text ihn hiezu drängte. Daher sind seine Compositionen auch von jener tiefen Empfindung durchweht, welche den Zuhörer nicht kalt lässt. Er hasste die Reclame, von der Anschauung ausgehend, dass etwas Gediegenes sich stets durch seinen eigenen, inneren Wert Anerkennung verschaffe. Er vermied es daher auch, bei Recensenten, welche gerne persönlich angegangen sein wollen, sich populär zu machen, und so kam es

thatsächlich, dass einzelne tonangebende Stimmen ihn und die Körperschaft, die er leitete, todtschwiegen. Dieser Wahrnehmung gibt auch L. A. Zellner in seinen Blättern für Kunst, Theater und Musik" in seinem Berichte über Mairs neuen Chor „Gruß an's deutsche Österreich" im Juli 1870 Ausdruck, indem er sagt ... „Er würde aber von Seite der publicistischen Kritik ohne Zweifel mehr Aufmunterung verdienen, als er in der geradezu befremdlichen Thatsache vornehmer Ignorierung zu finden vermag."

Indessen sind immer noch zahlreiche Zeugnisse von Fachmännern in Tages- und Fachblättern enthalten, welche Franz Mair als einen hochbegabten Componisten und hervorragenden Dirigenten würdigen. Es möge hier aus der „Presse" eine Stelle des Berichtes Platz finden, welcher über die Erstaufführung von Mairs „Dornröschen" für Soli, Chor und Orchester 1876 erschien: „... Die Musik dazu ist wundervoll, klar und schnell auffassbar. Besonders eindrucksvoll ist der Zauberspruch der Fee, wobei sich Mair als Meister in der Instrumentation bewährt ... Auch die Chöre sind glänzend ... Das ganze Werk ist sowohl in seinen Einzelnheiten wie in seiner Gesammtheit von ausgesprochener, vollendeter Einheitlichkeit und Schönheit. Eine Sicherheit des klaren Wollens und des selbstbewussten Könnens zieht gleich in der Einleitung durch die Musik. Da sich bei seiner Entwicklung diese steigert, also nicht schwächer wird, so bleibt der Zuhörer trotz der fünf Viertelstunden aufmerksam und unermüdet. Es würde schwer fallen, die besten Nummern aus dem „Dornröschen" [1]) anzuführen. Alles ist wie aus einem Guss."

Im niederösterreichischen Sängerbunde.

Am 4. September 1864 hielt der niederösterreichische Sängerbund in Wiener Neustadt sein erstes Bundesfest ab. Hierbei trug, wie schon erwähnt, der Schubertbund unter Franz Mairs Leitung den „Nachtgesang im Walde" von Franz Schubert als Einzelchor

[1]) „Dornröschen" (Text von Hermann Rollett) wurde auch 1877 in Mährisch-Schönberg zweimal nacheinander aufgeführt.

vor und erzielte damit nach den Berichten der Blätter „einen ganz außerordentlichen Erfolg". Franz Mair hatte sich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal der Sängerschaft Niederösterreichs als vorzüglicher Dirigent gezeigt, als welchen man ihn bis in seine letzten Tage stets bewunderte. Es war daher natürlich, dass nach dem Rücktritte Metzgers der niederösterreichische Sängerbund in der Hauptversammlung am 15. November 1865 Mair zum zweiten, und nach dem Rücktritte Storchs zum ersten Chormeister erwählte. In dieser Eigenschaft bethätigte er sich in erfolgreichster Weise bis zum Jahre 1873, und nach dem Wiedererwachen des Bundes, wofür er vereint mit Fr. Bobies auf das eifrigste eintrat, von 1879 an bis zu seinem gänzlichen Rücktritte als Dirigent nach dem IV. deutschen Sängerbundesfeste in Wien im Jahre 1890.

Als Bundeschormeister leitete Franz Mair die großen niederösterreichischen Bundesfeste 1868 in der neuen Welt zu Hietzing, 1871 in Wiener Neustadt, bei welchem sein „Germanenzug" (Text von A. Silberstein) zur ersten Aufführung gelangte. 1873 abermals in der neuen Welt, 1881 in der Rotunde, 1885 zu Baden, wo sein neuer, von echt deutschem Geiste durchwehter Chor „Es rauscht ein stolzer Strom" (Dichtung von A. A. Naaff) eine zündende Wirkung erzielte, und 1888 das Jubiläums-Bundesfest im Großen Musikvereinssaale und in Meidling.

Einen wahren Triumph erlebte Franz Mair bei der silbernen Hochzeit Ihrer Majestäten. Er berichtet hierüber: „Die silberne Hochzeit des Kaiserpaares wurde in Wien durch ein Jubelfest begangen, wie diese Stadt noch keines gesehen haben mag. Welche Pracht, welch' reiche Phantasie, welche farbensatte Kunst entfaltete sich bei dem von Meister Makart erdachten und arrangierten Festzuge! Auch ich wurde bei demselben beschäftigt, und zwar als Dirigent des Sängerheeres, welches vor dem Burgthore Aufstellung nahm. In der Plenarversammlung vom 11. Jänner 1879 hatte nämlich der „Schubertbund" den Beschluss gefasst, sämmtliche Gesangvereine Wiens und der Vororte zu einer Versammlung zu laden, um eine gemeinsame Ovation

von Seite der Sängerschaft zu veranstalten. Der Aufruf des Schubertbundes fand bei den Gesangvereinen lebhaften Anklang, und es erschienen zur Delegiertenversammlung fast alle Wiener Gesangvereine und beschlossen, sich an der patriotischen Feier zu betheiligen.

Die Sänger, welche nun aus allen Gauen Niederösterreichs herbeiströmten, waren — sicherlich nicht von einem Sängerfreunde! — bestimmt, hinterdrein zu marschieren und unter klingendem Glockengeläute und betäubendem Kanonendonner die Volkshymne unisono abzusingen. Es verdross die vereinigten Sänger gar sehr, als die letzten angereiht zu werden, während man einem bevorzugten, einzelnen Gesangvereine eine eigene Tribüne zum Vortrage seiner Festcantate beim Kaiserzelte errichtet hatte, und die Stimmung war nachgerade derart, dass die Ablehnung ihrer Mitwirkung zu befürchten stand. Es gelang mir, die Gemüther zu beruhigen, indem ich die Versicherung abgab, ich werde zu verhindern wissen, dass die Sänger Österreichs bloß als Tross dem Festzuge mitfolgen sollen, und werde dafür sorgen, dass die Volkshymne in künstlerischer Weise vorgetragen werde. Ich setzte das schöne Lied Josef Haydns für Männerchor mit Blechharmonie.

Am Festtage sammelten sich die Sänger im Prater und schlossen sich dem Festzuge an. Es waren 43 Vereine mit über 2000 Sängern anwesend. Beim Burgthore angekommen, bildeten sie mit großer Schnelligkeit einen Halbkreis vor dem Thronzelte der kaiserlichen Majestäten, welche von sämmtlichen Mitgliedern des kaiserlichen Hauses umgeben waren, und sangen unter meiner Leitung das Kaiserlied im langsamen Tempo mit einer Reinheit und Präcision so schön, dass Se. Majestät, gerührt und einer plötzlichen Eingebung folgend, vom Throne aus mitten in den Sängerkreis trat, mir die Hand reichte und in der huldvollsten Weise seine Bewunderung über die Exactheit und Schönheit dieses von einem Armeecorps von Sängern vorgetragenen Gesanges aussprach. Der Kaiser sagte: „Ich danke Ihnen freundlichst. Sie haben mir eine große Freude bereitet. Zugleich bin

ich überrascht über die große Anzahl der Sänger und über die Vortrefflichkeit des Vortrages unter Ihrer Leitung. Nochmals meinen herzlichsten Dank."

„Der Thürmer von St. Stephan läutete nicht, die Kanonen feuerten nicht. Die Kanonen warteten auf das Glockensignal — dieses blieb aus, folglich konnte unser Gesang nicht niedergeläutet und niederkanoniert werden. Glocken und Kanonen kamen erst nach dem Gesange zum Worte."

„Der Volksdichter Anton Langer verherrlichte den erhebenden Moment durch ein schönes Gedicht: „Des Festes schönster Augenblick". Dieses Gedicht gab Veranlassung, dass die Sängerschaft durch einen Künstler ersten Ranges, den Maler Karger, die herrliche Scene bildlich darstellen ließ und dem Kaiser am 24. April 1880 überreichte. Gegenwärtig befindet sich das Bild im Arbeitszimmer Sr. Majestät. Dreitausend Sänger, die Fahnenjunker in voller Wichs, zogen in den Burghof und nahmen dort vor dem Franzens-Monumente Aufstellung. Se. Majestät, mit der kaiserlichen Familie auf dem Balkon sitzend, duldete nicht, dass sich die Sänger ohne Kopfbedeckung der Sonnenhitze aussetzten, und rief wiederholt: „Setzen Sie auf! Setzen Sie auf!" Und nun begann die von Ferdinand Saar gedichtete und von mir in Musik gesetzte Festhymne. Der Kaiser ließ mich als Dirigenten und das Festcomité in den Audienzsaal rufen, wo er in den herzlichsten Worten seinen Dank für die ihm bereitete Freude aussprach. An diesem für alle Sänger denkwürdigen Tage waren wir Mittagsgäste des Kaisers. Dreitausend Gäste! Sämmtliche Tische in den Redoutensälen der kaiserlichen Hofburg waren mit den leckersten Speisen und den besten Getränken reich besetzt. Der Champagner floss in Strömen! Aus Anlass dieses Festes wurde ich von dem Monarchen mit einem prachtvollen, mit fünf Diamanten besetzten Ringe in huldvoller Anerkennung für die von mir componierte Festhymne bedacht."

Achtundzwanzig Jahre Chormeister.

Mit der Gründung des Schubertbundes hatte sich für Franz Mair ein Feld eröffnet, welches reiche musikalische Früchte tragen sollte. „Die Aufführungen des Vereines, sagt Mair, welcher an Zahl und leistungsfähigen Kräften rasch zunahm — er zählte bei der ersten Aufführung in der Augustinerkirche am 2. Februar 1864 schon 115, und am Ende des ersten Vereinsjahres bereits 182 Sänger — bildeten eine immerwährende Anregung zu neuem Schaffen, und so entstanden in rascher Folge eine Anzahl von Liedern, Chören und größeren Chorwerken, welche, nachdem sie im Schubertbund die Feuerprobe der ersten Aufführung bestanden hatten, die Runde durch alle deutschen Gesangvereine Österreichs machten und selbst jenseits des Oceans mit Begeisterung aufgenommen wurden, so die „Auswanderer", „Der Germanenzug", „Es rauscht ein stolzer Strom" u. a. in Philadelphia und Buffalo. Der erste, für den Schubertbund componierte Chor war die Schuberthymne, welche bei der ersten Gründungsliedertafel am 20. Februar 1864 zum erstenmal und später noch sehr oft gesungen wurde." Im Jahre 1865 wurde Franz Mair vom „Vereine zur Beförderung des deutschen Gesanges" in Prag für fünf eingesandte Chöre mit je einem Preise ausgezeichnet.

„Im Jahre 1884 nahmen Lehrer, Sänger und Bürger den Umstand, dass ich schon 43 Jahre als Lehrer und Componist thätig sei, zum Anlasse und veranstalteten mir ein Jubiläumsfest mit einem Aufwande von Geschmack und Schönheit, wie es einem Schulmanne noch nicht zutheil geworden sein mag."

„Über 3000 Personen, die Spitzen der Schulbehörden, Reichsrathsabgeordnete und viele andere angesehene Persönlichkeiten, Bürger, Sänger und Lehrer füllten den prächtig geschmückten Sophiensaal in allen Räumen. Gesangsvorträge des „Schubertbundes", Instrumentalpiècen, Lieder, [1]) Quartette, lebende

[1]) Hofopernsänger Gustav Walter sang u. a. das ihm von Mair gewidmete Lied „Zuleikha". Auch die übrigen Programmnummern waren Mair'sche Compositionen.

Bilder nach Texten aus meinen Werken, ein Festspiel (Gedicht von M. Schadek, Musik von Karl Schmid) und Ovationen der herzlichsten Art folgten nacheinander; künstlerisch ausgestattete Spenden, Ehrendiplome, Briefe und Telegramme und Blumen in schwerer Menge. Dr. Grübl hielt die Festrede und verkündete, dass der Gemeinderath aus Anlass des Jubiläums mich einstimmig taxfrei zum Bürger der Stadt Wien ernannt habe, worauf er mir in prachtvoller Enveloppe das Diplom sammt einem Schreiben des Bürgermeisters überreichte." Das Diplom hat folgenden, kalligraphisch ausgestatteten Text:

„Der Gemeinderath der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien fühlt sich verpflichtet, dem sehr geehrten Bürgerschuldirector Franz Mair ein Zeichen besonderer Anerkennung seiner Verdienste zu verleihen. Seit mehr als vierzig Jahren im Lehrfach thätig, hat Herr Franz Mair in unermüdlicher und aufopfernder Weise auf dem Gebiete der Volksbildung gewirkt, in Wort und Schrift die Aufgaben der Schule gefördert und hiebei jene großen Erfolge erzielt, die ihm bei der Bürgerschaft, sowie bei seinen Standesgenossen verdiente Anerkennung erwarben. Als Mitglied des Wiener Bezirksschulrathes vertritt Franz Mair, durchdrungen von der großen Bedeutung seines Berufes, stets mit Wärme die Interessen der Lehrerschaft und wahrt mit hingebungsvollem Eifer die Errungenschaften einer freiheitlichen Entwicklung unseres Schulwesens. Als Führer und Gründer des Lehrer-Sängerchores „Schubertbund" erwarb sich Herr Franz Mair um die Pflege des deutschen Chorgesanges große Verdienste und hat die Mitwelt mit herzerfreuenden Liedern beschenkt, die seinen Ruf weit über die Grenzen des Vaterlandes verbreiteten. In Würdigung dieses hervorragenden Wirkens auf dem Gebiete der Volksbildung hat der Gemeinderath in seiner Vollversammlung vom 11. März 1884 einstimmig den Beschluss gefasst, dem Herrn Bürgerschuldirector Franz Mair das Bürgerrecht der Stadt Wien taxfrei zu verleihen."

Mehr als 50 Gesangvereine Österreichs und Deutschlands haben Franz Mair bei diesem Feste und bei ähnlichen Anlässen zum Ehrenmitgliede ernannt. Der Schubertbund bewahrt in seinem Archive 32 Ehrendiplome Mairs. Der nied.-österr. Sängerbund ernannte ihn im Jahre 1875, der Schubertbund bei seinem 25jährigen Jubiläum und der Wiener Männergesangverein nach dem IV. deutschen Sängerbundesfeste 1890 zum Ehrenmitgliede. Kurze Zeit nach dem Jubelfeste wurde F. Mair als Mitglied in die k. k. Prüfungscommission für Volks- und Bürgerschulen

berufen, in welcher Stellung er noch bis zum Ablaufe seines letzten Trienniums fungirte.

Beim IV. deutschen Sängerbundesfeste in Wien, im August 1890, das einen so glänzenden Verlauf genommen, und für dessen Abhaltung in Wien sich Mair auf das wärmste beim deutschen Sängerausschusse eingesetzt hatte, wurde er mit Kremser berufen, das mehr als 10.000 köpfige Sängerheer bei den Hauptaufführungen zu dirigieren, wobei auch sein „Germanenzug" [1]) als Gesammtchor mit Orchesterbegleitung zur Aufführung gelangte.

Von allem Anfang war Mair für die Idee des allgemeinen deutschen Sängerbundes begeistert. Er war Vertreter des Schubertbundes bei den deutschen Sängerfesten in Dresden, München und Hamburg (von wo er die Anregung zu „Suomis Sang" mitbrachte); war ständig Mitglied des Gesammtausschusses seit seiner Thätigkeit im niederösterreichischen Sängerbunde; war Dirigent beim IV. Bundesfeste in Wien, und sein Chor „Wie die wilde Ros' [2]) im Wald" errang unter Chormeister Kremsers Leitung beim V. Bundesfeste 1896 in Stuttgart unbestritten die Siegespalme.

Wenn es galt, hervorragende Männer der Kunst zu ehren, so war Mair stets gerne hiezu bereit. So sehen wir ihn als Vertreter des Schubertbundes in dem Comité der Beethoven-Feier, welche von den Musikkreisen der Residenz in den Tagen des 16.—19. December 1871 veranstaltet wurde; wir finden ihn bei der Grillparzer-Feier am 15. Jänner desselben Jahres; dann wieder als Vertreter des Vereines bei der Schubertdenkmal-Enthüllung am 15. Mai 1872 und im Comité zur Veranstaltung der Leichenfeier Herbeck's am 30. October 1877; er schließt sich den Beglückwünschungsdeputationen für Bauernfeld am 13. Jänner 1886 und für P. Hermann Schubert am 10. Juli 1887 an; er dirigiert am 23. September 1888 die

[1]) Der „Germanenzug" von Fr. Mair erhielt beim deutschen Sängerfeste in Chicago den ersten Preis.

[2]) Dieser Chor, welcher vielfach und wirksam auch als Soloquartett gesungen wurde, kam am 30. Juni 1869 zur ersten Aufführung.

Sänger Wiens auf dem Schillerplatze bei der feierlichen Übertragung der Gebeine Franz Schuberts nach dem Centralfriedhofe und am Nachmittag desselben Tages den Schubertbund an der neuen Ruhestätte Schuberts; zum letztenmal am 23. October 1892, schon mit verlöschendem Augenlicht, hebt er noch den Taktstock, als die Sängerschaft Wiens dem Altmeister Storch „Die letzte Treue“ an dem ihm gewidmeten Grabdenkmale auf dem Centralfriedhofe sang.

Auch bei Wohlthätigkeits-Veranstaltungen und patriotischen Festen betheiligte er sich wiederholt und schrieb eine ganze Reihe mächtiger Chöre für letzteren Zweck; wir erwähnen nur den allbekannten „Es rauscht ein stolzer Strom zum Meer“.

Seiner geselligen Natur entsprechend protegierte er heitere Vereinsunternehmungen, componierte für die Faschingsfeste des Schubertbundes lustige Sing- und Tanzweisen,[1]) blieb bei solchen Gelegenheiten bis zum Schlusse anwesend, und nahm auch an allen Reisen des Vereines als musikalischer Leiter lebhaften Antheil. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass ihn die Mitglieder außerordentlich liebten und ihn des öfteren im internen Kreise oder durch eine öffentliche, größere Feier verehrten. Solches geschah auch, als er sein letztes größeres Werk, der „Beduine“, beim Concerte im großen Musikvereinssaale am 22. März 1891 dirigierte, nachdem er im Herbste zuvor seine Chormeisterstelle niedergelegt hatte. Vorstand Bobies drückte dem Scheidenden in beredten Worten den Dank der Sänger aus und überreichte ihm eine von sämmtlichen Mitgliedern unterzeichnete künstlerisch ausgestattete Adresse.

Doch auch nach dieser Zeit fand sich Mair noch mehreremal bei den Proben des Vereines ein, zuletzt am 19. März 1893 im kleinen Musikvereinssaale, und hörte bei dem Concerte, welches ihm zu Ehren am 22. April dess. J., über Veranstaltung des Wiener Lehrerhaus-Vereines vornehmlich vom Schubertbund

---

[1]) Fr. Mair hat bezeichnenderweise keinen Original-Trauerchor geschrieben.

durchgeführt wurde, wobei „Hofers Tod" zur Aufführung gelangte, von einer Loge aus mit sichtlicher Rührung zu.

Trotz aller Bescheidenheit war Fr. Mair bei Anlässen, wo er hochstehenden Persönlichkeiten, ja selbst gekrönten Häuptern gegenüberstand, niemals verlegen. Im dienstlichen Verkehre und in Vereinsangelegenheiten zeigte er stets ein liebenswürdiges Entgegenkommen, doch pflegte er auch, insbesonders beim Zusammenstellen der Programme seinen Standpunkt fest zu behaupten,

Besondere Erwähnung verdienen auch die freundschaftlichen Beziehungen, welche Mair zu dem Componisten Engelsberg unterhielt. Mehrere Chöre des letzteren wurden im Schubertbund aus dem Manuscripte aufgeführt; zu dem beliebten „Heini von Steier" componierte Engelsberg das prächtige Violinsolo erst über Anregung Mairs später hinzu, und in dieser Form wurde der Chor auch im Vereine zur ersten Aufführung gebracht.

Abschied.

Nach den herrlichen Tagen des IV. deutschen Sängerbundesfestes, seinen letzten Freudentagen, legte Fr. Mair, verfolgt von einem tückischen Augenübel, dem grauen Star, welches ihm jede Thätigkeit unmöglich machte, seine Ehrenämter im allgemeinen deutschen Sängerbunde, im niederösterreichischen Sängerbunde und zuletzt in dem von ihm seit 1863 geleiteten Schubertbunde nieder, um seine Tage in stiller Einsamkeit zu vertrauern. Er, der früher von Krankheiten fast ganz verschont geblieben, unterzog sich mehrmals ärztlichen Operationen; doch blieben diese ohne Erfolg. Mit Wehmuth im Herzen schied er von der Stätte seines langjährigen Wirkens, aus der Schule in der Rochusgasse.

Außerdem hatte er zuletzt auch den Missbrauch seiner Güte und seines Vertrauens zu beklagen, die er seiner fremden, dienstbaren Umgebung lange Jahre hindurch entgegengebracht hatte. Das verstimmte ihn sehr. Er bezog eine Sommerwohnung in Mödling, doch fehlte ihm dort jeglicher anregende Verkehr. So

gieng er denn, fast ganz erblindet, trotz aller Warnungen allein ins Freie und stürzte schließlich über einen Damm. Darauf übersiedelte er nach der Stadt und wohnte im Hause Nr. 12 in der Custozzagasse, wo ihm zuletzt seine Nichte, Frau Jehring, zur Seite stand.

Tiefen Eindruck machte auf Franz Mair der am 13. November 1891 plötzlich eingetretene Tod seines langjährigen Collegen, Franz Bobies, eines treuen Freundes und Mitarbeiters auf dem Gebiete der Schule und des Gesanges. Der sonst so gesellige, liebenswürdige immer zu Scherz und Laune aufgelegte Meister, von dem viele geflügelte Worte ausgiengen, wurde seit der Zeit, „da ihm der treue Kamerad von der Seite genommen ward", fast einsilbig.

Diese gedrückte Gemüthsstimmung, untermischt von launigen Gedankenblitzen, kommt auch zum Ausdruck in Mairs Schlusswort zu seinen Erinnerungen, woselbst er schreibt:

„Und so schließe ich meine Erinnerungen in der Voraussetzung, dass meine Berufs- und Sanges-Collegen die Schilderung aller erfreulichen Momente, deren ich erwähnte, nicht als Eitelkeit auslegen, sondern sie als Ausdruck meiner Freude über Freudiges hinnehmen — vergisst doch der Mensch so gern und so leicht trübe Tage, während er das froh Erlebte immer im Gedächtnisse behält.

Bald werde ich die Fahrt zum Hades, wo weder statistische noch Diensttabellen unsere Sehnsucht stillen, antreten müssen — will mich aber einstweilen noch mit Laune im „irdischen Jammerthal" herumbalgen und dem Allgemeinen, so lang es möglich ist, dienen.

Bin ich gleich der letzte meines Stammes, so hat es dann an Namensträgern noch keine Noth; bin ich gleich hinter meinen Zielen zurückgeblieben, und lasse ich von meinem Dasein keine Spuren zurück, so glaube ich doch mit dem Troste zur Rüste gehen zu können, nicht ganz nutzlos des Lebens Bürden getragen zu haben.

Solange ich athme, schlägt mein Herz warm für den Lehrstand und für die echte Kunst. Mögen mir meine Freunde ein gutes Andenken bewahren, wenn ich dem irdischen Dasein entrückt sein werde!“

Wien, am 2. October 1892.

Am 30. November 1893 schloss Franz Mair um $3^1/_2$ Uhr morgens seine treuen Augen. Das Mitglied des Schubertbundes, Maler Franz Ehmann, verewigte seine Züge, wie er auf dem Sterbebette ruht, in einer getreuen, vorzüglichen Kreidezeichnung. Der Schubertbund erhielt auch eine Haarlocke des Meisters, welche von dem langjährigen Freunde desselben, dem nunmehr auch schon heimgegangenen Lithographen Georg Fahrnbauer in künstlerischer Weise adjustiert wurde. Die am 2. December erfolgte Bestattung gestaltete sich zu einer erhebenden Trauerkundgebung für den hochverdienten Componisten, Dirigenten und Schulmann. Der Trauerzug bewegte sich um 3 Uhr nachmittags vom Trauerhause im III Bezirke, Custozzagasse 12, in die Pfarrkirche zu St. Othmar.

Vor dem Trauerwagen schritten die Sänger Wiens und Niederösterreichs mit dem umflorten Bundesbanner an der Spitze. Neben dem sechsspännigen Galawagen schritten die Mitglieder des Sangrathes vom Schubertbund und des n.-ö. Sängerbundesrathes mit Windlichtern. Die Enden des Bahrtuches trugen die Chormeister Ed. Kremser, Ad. Kirchl und Ernst Schmid, und der Obmann des Vereines „Die Volksschule“ K. Süßmeyer. Hinter dem Wagen schritten die Anverwandten Mairs, sodann folgten der Vorstand des Schubertbundes A. Fetzmann, der Vorstand-Stellvertreter des niederösterreichischen Sängerbundes J. Janetschek, der Bundesrath, die Leitung des Wiener Männergesangvereines sowie die Vertreter des Vereines „Die Volksschule“ und anderer Lehrervereine. In der Kirche wohnten der Trauerceremonie der Bürgermeister der Stadt Wien Dr. Prix und der Vicebürgermeister Dr. Grübl mit mehreren Stadt-, Gemeinde-, Bezirks- und Ortsschulräthen bei.

Der Schubertbund sang seinem dahingeschiedenen Gründer und Führer das „Libera" von Herbeck und „Gute Nacht" von Ernst Schmid, der Wiener Männergesangverein seinem gewesenen Chormeister und Ehrenmitgliede „Wanderers Nachtlied" von Reißiger und Schülerinnen der von Mair geleiteten Bürgerschule Mendelssohns „Es ist bestimmt in Gottes Rath". Die Sänger und Lehrer folgten zum großen Theile dem Sarge auf den Centralfriedhof. Hier sprachen am offenen Grabe namens des Schubertbundes dessen Vorstand August Fetzmann, namens des Wiener Männergesangvereines R. von Olschbaur, namens des deutsch-österreichischen Lehrerbundes der Obmann Anton Katschinka, namens des Vereines „Volksschule" Konrad Süßmayr und namens des niederösterreichischen Sängerbundes Vorstand-Stellvertreter Josef Janetschek. Zum Schlusse sang dann der Schubertbund das Lied „An dem Grabe eines Sängers" von Franz Schubert, arrangiert von Franz Mair. Der geschäftsführende Ausschuss des deutschen Sängerbundes sandte an die Leitung des niederösterreichischen Sängerbundes nachstehendes Schreiben:

Verehrliche Bundesleitung!

Mit tiefem Bedauern haben wir die Nachricht von dem Tode des Altmeisters Franz Mair vernommen, eines der besten der deutschen Männer, die in Deutsch-Österreich mit Wort und That für das Deutschthum und das deutsche Lied gewirkt haben, des hochbegabten Tonkünstlers, der durch seine Tongebilde, insbesondere seine herzigen Lieder den deutschen Sängern stets hohe Freude, den Zuhörern wahre Genüsse bereitet und auch im Gesammtausschusse des deutschen Sängerbundes jahrelang sein Heimatland in würdigster Weise vertreten hat. Sein Andenken wird im ganzen deutschen Vaterlande, insbesonders im deutschen Sängerbunde ein hochgeehrtes bleiben für immerdar.

Wir bitten unsere herzliche Theilnahme seinen Hinterbliebenen und Ihrem Bunde gütigst bekannt zu geben.

Mit deutschem Sängergruße
für den geschäftsführenden Ausschuss des deutschen Sängerbundes:
Hermann Beckh m. p.

Dem Andenken des Meisters widmete der Schubertbund eine Gedenktafel, welche am Sonntag den 7. October 1894 bei herrlichstem Sonnenglanze am Schulhause zu Weikendorf, dem

Geburtshause Franz Mairs, in feierlicher Weise enthüllt wurde, wobei u. a. Mairs „Bannerlied", mit unterlegtem Texte von Weltner, gesungen wurde. Das Geburtshaus wurde durch Herrn Adalbert Winter in einem Aquarellbilde dargestellt.

Mit Beschluss des Stadtrathes vom 8. Jänner 1897 hat die Gemeinde Wien dem verblichenen Liedermeister eine Grabstätte in den Anlagen für historisch denkwürdige Persönlichkeiten gewidmet. Diese für jeden deutschen Sängersmann weihevolle Stelle wird über Veranlassung des Schubertbundes anlässlich der feierlichen Übertragung der irdischen Überreste Mairs unter Betheiligung der Sängerschaft Niederösterreichs und insbesondere der Wiener Männergesangvereine durch ein würdiges Grabdenkmal, welches die von Rathausky in Marmor lebenswahr ausgeführte Büste des Verstorbenen trägt, geschmückt werden. Möge er daselbst ruhen in Frieden!

Ein eigentlicher musikalischer oder literarischer Nachlass Mairs ist nicht vorgefunden worden. Was er componiert hatte, ist zumeist veröffentlicht oder doch aus dem Manuscripte aufgeführt worden. Sein letzter Chor war das „Schmarotzerlied". Vieles ist durch die arg- und sorglose Art Mairs, welcher von seinen Werken keine Abschriften machte, die Partituren über Andrängen von Freunden und Gesangvereinen ohne jede schriftliche Garantie oder Aufzeichnung auslieh und aus der Hand gab, verloren gegangen. Er schrieb auch äußerst ungern Briefe und sammelte die an ihn gelangenden nicht.

In seinem Testamente vermachte Franz Mair, welcher in seinen späteren Jahren ein von materiellen Sorgen ungetrübtes Leben führte, dem Schubertbund u. a. sein großes Harmonium, bei dessen Spiel so manches seiner Lieder entstanden ist, ferner seine sämmtlichen vorhandenen Manuscripte und seinen „Liederstrauß", eine Sammlung von Liedern für Volks- und Bürgerschulen, welche in Österreich weit und breit in Verwendung steht und gegenwärtig durch den Chormeister des Schubertbundes, Herrn Adolf Kirchl, im Sinne der behördlichen Vorschriften revidiert und bearbeitet, in neuer Auflage erschienen ist.

So möge ihn denn auch die Jugend, welcher er so manches herzige Lied gewidmet hat, in seinen Werken in dankbarer Erinnerung behalten für und für!

Mögen aber auch die vorstehend mitgetheilten „Erinnerungen“ aus Franz Mairs Leben dazu beitragen, dass kommende Geschlechter ihn kennen und verehren lernen als einen idealen, nimmermüden Lehrer des Volkes, als muthigen Vorkämpfer für die freie Schule, als hervorragenden Meister des deutschen Liedes, als edlen Menschen und treuen Sohn seines Vaterlandes!

Franz Mairs Werke.

A. Männerchöre

ohne Begleitung, mit Clavierbegleitung, mit Begleitung einzelner Instrumente oder eines ganzen Orchesters.

Abenddämmerung.
Abendruhe.
Abendstern.
Adjeh (steirisch).
Allerhand Weltschmerz.
Am Grabe eines Sängers von Fr. Schubert (arr.).
Am See, mit Cl. und Harfe.
An den Maienwind.
An die Laute v. Fr. Schubert (arr.).
An die Nacht, mit Orch.
Andreas Hofer (arr.).
Antik und modern, mit Orch.
Auf dem hohen Pappelbaume.

Ballbilder, mit Orch.
Bannerlied.
Berglied.
Berglust.
Bundeslied der Turner.

Chor der Jäger aus Clara v. W., mit Cl. und Waldhorn.

Das deutsche Haus.
Das Grusliche.
Das Minnerlein.
Das 10. Jägerbataillon.
Der arme Nabob, mit Cl. oder Orch.
Der beste Kuss, mit Cl.
Der Fischer, mit Cl. und Harfe.
Der Postillon, mit Cl. und Piston.
Des Jägers Sehnsucht.
Des Kaiserheeres Romfahrt mit Orch.
Des Kaisers Reitersleut mit 2 Trompeten und 2 Fagotten.
Deutsches Heerbannlied, mit Cl. oder Orch.
Deutsches Soldatenlied.
Die einsame Mühle, mit Cl. und Harm.
Die schöne Nachbarin.
Die Völker und ihre Lieder (Cyclus):
- Deutsches Weihelied.
- Chinesisches Lied (Tsin-Fa) mit Orch. oder Cl.
- Französisches Troubadourlied.
- Indisches (Hindostanisches) Lied (Abendfahrt).
- Irisches Lied (Liebeslust).
- Lithauisches Hirtenlied mit Orch.
- Persisches Lied.
- Polnisches Volkslied (Jungfräulein).

Schweizerlied.
Steirisches Lied (Abschied).
Türkisches Lied (Klage des Mussin-Oglu).
Ungarisches Lied (Ewigkeit der Liebe).
Zigeunerlied.
Die Wasserfei.
Dreimal sieben.
Du frischer, froher Morgenwind.

Eine Sängerfahrt zu Pfingsten, mit Cl.
Entstehung des ersten Basses.
Ersten Basses Jubeltag.
Es rauscht ein stolzer Strom, mit Cl. oder Orch.

Fahnenlied, mit Cl.
Festgesang zur Milde-Feier.
Festhymne an den Kaiser, mit Orch.
Fröbel-Hymne.
Froher Sinn, mit Cl.
Frühlingsahnung.
Frühlingslust.

Gottwillkommen, liebe Sonne.
Gruß an's deutsche Österreich, mit Orch.
Gruß dem Land, mit Orch.
Gruß zum Carnevalfest, mit Orch.
Grüß' dich Gott, du holder Schatz.

Haidenröslein von Fr. Schubert, (vierstimm. arrang.).
Hinterm Busch.
Hüben und drüben, mit Cl.

Im Wald auf Bergeshöh'n.
In stiller Nacht.
Jägerglück (Es tritt ein Jäger).
Jubelchor.
Jucunde, mit 4 Hörnern.

Kaiserhymne (1880), mit Orch.
Kampfgesang, mit Orch.
Karls Wiederkehr, mit Orch.
Konradin von Schwaben.

König Ring.
Küsse.

Liebe, o Liebe.
Liebessehnen.
Lied der deutschen Waffenschmiede.
Lied im Volkston (altdeutsch).
Lotosblume.

Margareth am Thore.
Meeresstille von Fr. Schubert, arr. für Streichorch. und Harfe.
Mei Schatz (arr.).
Mucker und Schlucker.
Müllerbursch.
Müllerreigen.

Naturbilder, mit Cl.
Nun fangen die Weiden zu blühen an.

O deutsche Sangeslust.
O großer Gott.

Pappelrosa (Juxpolka mit Orch.).
Pestalozzihymne.

Quodlibet.

Rausche, froher Bach, mit Cl.
Reblausbeschwörung.
Reiters Morgenlied, vierstimm. arr.
Rhein- und Donaulied.

Sängergruß.
Sangesweihe, mit Orch.
Scheiden.
Schifferlied.
Schlittenfahrt.
Schmarotzerlied.
Schubertbundquadrille.
Schuberthymne, mit Cl. oder Orch.
Siegesgesang der Bürger Wiens (1683), mit Cl.
Siehst du das Meer?
Silbernes Bächlein.
Straßburg nimmermehr.
Suomis Sang.

Tanzlied im Mai.
Turnerlied.
Turnerlust.
Unser Kärntnerland.
Volkshymne, 4stimm. arr.
Waldruhe, mit Streichquartett, Flöte und 2 Hörnern.
Wie die wilde Ros' im Wald.
Wegewart.
Zigeuner.

B. Gemischte Chöre.

Ahasverus, kom. Terzett.
Das Herz ist ein Röslein.
Die Allmacht v. Fr. Schubert, (arr.).
Frühlingsbilder.
Gelobt sei alles Lieben.
Grablied.
Jubelhymne zum 40 jähr. Regierungs-Jubiläum Franz Josef I.
O wunderschöne Frühlingszeit.
Vögleins Lust.
Wonne der Wehmuth.

C. Männerquartette und -Quintette.

Der schwere Traum.
Gretelein.
O Mädel, ich sag' dir's.
Sag' ma, wie es ist.
Sei gegrüßt, lieb' Vögelein.
So soll es sein.
Tausendschön.
Vöglein im Walde.
Wie die Blüt' (Ständchen).
Wilde Ros'.

D. Lieder mit Clavierbegleitung.

Das Herz ist ein Röslein.
Der arme Peter.
Der arme Taugenichts.
Der wunde Ritter.
Die Nacht am Raine.
Die Tambourinschlägerin.
Die Wunderbrücke.
Drei Lieder.
Ein verlor'ner Klang.
Gruß an das Meer.
Ich bin bei dir.
Irene.
Lebensbilder.
Lerchenlied.
Liebespredigt.
O Frühling, komm'.
O stille dies Verlangen.
Scheiden und Leiden.
Sehnsucht.
Über die See.
Und immer nicht verzagt.
Ungewisses Licht.
Vergissmeinnicht.
Vor der Schlacht.
Wenn sich zwei Herzen scheiden.
Wir denken dein.
Zuleikha.

E. Kirchenmusik

mit Orchester oder Orgel.

Deutsche Messe, mit Orch. oder Org.
Deutsches Requiem, mit Org.
Drei lateinische Messen in Es, F und B.
2 Graduale in D und in B.
Laetatus sum, Chor in B.
Lateinische Festmesse in D.
Sonntagsmesse Nr. 2 in A.
St. Antonius-Sonntagsmesse Nr. 3 in B.
Offertorium in Es Ps. 130. Basssolo.
Tantum-ergo pastorale.
36 Tantum ergo (10 davon erhalt.)

F. Größere Chorwerke mit Orchester.

Aschenbrödel, mit Declamation.
Der Beduine.
Die Auswanderer.
Dornröschen.
Germanenzug.
Hofers Tod.

G. Scenische Werke
mit Orchester- oder Clavierbegleitung.

Clara von Wisegrad, Oper.
Der Blitzzauberer, rom. kom. Oper.
Der blutwürstige Dietrich, Farce.
Der ewige Jude, kom. Oper.
Der Haifisch, mit Orch., Operette.
Der König und ich, kom. Operette.
Der Liebe Sieg, Ballet.
Der Liebesring, Oper.
Der Turnersprung, Operette.
Der Turnrath in Krähwinkel, dram. Scherz, mit Cl.
Der Unhold, mit Orch., Operette.
Die Schlacht bei Lavendel, mit Orch.
Ein Abenteuer, Operette.
Nabuzi-Coatl, indische Operette.
Rübezahl, rom. Oper.

H. Instrumentale Werke.

Streichquartett.
2 Quartette für Cl., Violine, Viola und Cello, in E-dur und A-moll.
Violinsolo mit Cl. (der einarmige Geiger).
Krönungsmarsch aus der Jungfrau, für 2- und 4-händig. Cl.
Siegesmarsch, für 2- und 4-händig Cl.
Variationen aus der Oper „Rübezahl", für Cl.
Vergißmeinnicht, für Cl.
„Wiener Kinder", Walzer für Cl., 2- und 4-händig.
„In concentrischen Kreisen", Walzer für Orch.
Scherzpolka.
Tanz auf dem Schiffe für Cl. 4-händig. (aus den Auswanderern),
Trois grands Etudes für Cl.
Musik zu Schillers „Jungfrau von Orleans".
a) Ouverture.
b) Zwischenacts-Musik.
c) Melodramen.
Musik zu: „Der Dorfschulmeister".
Orchesterbegleitung zu: Gondelfahrer, Wiederspruch u. a,

I. Musikalisch-didactische Werke.

Practische Singlehre.
Liederstrauß für Volksschulen.
Liederbuch für Bürgerschulen.
Schulfestlieder.

Inhalt.

Druck von Rudolf Brzezowsky & Söhne in Wien

1N/64

Mair, Franz

Aus meinem Leben Erinnerungen eines alten Schulmannes und Tonkünstlers

Wien 1897